



unijournal

Inhalt

Aktuell

- Alles Pfeifen:** In der Aula der Universität verbirgt sich eine Orgel **2**
Schubkraft für den Mittelbau: Julian Führer ist neuer VAUZ-Co-Präsident **2**



- Vorbildliche Vorlesungen:** Brigitte Tag erhält den Preis für beste Lehre **3**
Geschlechterrollen im Blick: Das neue Master-Nebenfach Gender Studies **4**
Uniknigge: Wie reagiert man auf lästige E-Mails? **4**
Forschen am Puls der Zeit: Zwei neue Förderungsprofessoren im Porträt **5**
Fotoroman: Was macht eigentlich ein Physikalaborant? **5**



- Forscherehepaare:** Wenns privat und beruflich geigt **7**
Online-Generation: Wie Studierende elektronische Lernangebote nutzen **7**
Dies academicus: Rektor Fischer über die Wissenschaftssprache Englisch **11**

Porträt

- Jenseits von Jemen:** Politologin Elham Manea pendelt zwischen den Kulturen **13**
Gesund bleiben: Alexander Nydegger, neuer Arbeitsmediziner an der UZH **13**

Alumni

- Visionen finanzieren:** Die Ecoscientia-Stiftung unterstützt junge Forschende **14**
Beseelte Netzwerke: Alumni-Verein am Psychologischen Institut gegründet **14**

Letzte

- Wissensfrage:** Stimmt es, dass das Image einer Marke die Wahrnehmung trübt? **16**



- Blick von aussen:** Alphilologin Carmen Cardelle über ihre Eindrücke an der UZH **16**

Service

Professuren 6, Publikationen 6,
Veranstaltungen 15



Schreiben ist Arbeit am Gedanken. Gute wissenschaftliche Texte gelingen selten auf Anhieb. (Bild Frank Brüderli)

Besser schreiben lernen

Einen stimmigen Text zu lesen ist eine Lust, ihn hervorzubringen aber meist kein Schleck. Ein Themenschwerpunkt zu Fragen des guten Stils beim wissenschaftlichen Schreiben.

Von David Werner

«Die Wissenschaft ist hässlich, trocken, trostlos, schwierig, langwierig, – auf! lasst uns sie verschönern!», sagt Nietzsche.

Jeder weiss, wie beschwingt es sich in Gesellschaft gut geschriebener Aufsätze lebt, und wie sauer einem im sprachlichen Ödland die Stunden werden. Doch Wissenschaft ist keine Schönheitskonkurrenz. Relevanz rangiert vor Eleganz. Eine noch so wohlformulierte Publikation ohne Erkenntniswert zählt wenig. Viele meinen deshalb, Stilfragen seien trivial und verdienen keine besondere Aufmerksamkeit. «Ein Fehlschluss!», sagt dazu Michael Hengartner, Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. «Die wissenschaftliche Sozialisation läuft hauptsächlich übers Medium Schrift. Wer zur Kenntnis genommen werden will, muss sich präzise und verständlich ausdrücken können.» Bei Zeitschriften wie «Science» und «Nature» stehen bewährte Redaktionsteams bereit, um wacklige Texte auf Zack zu bringen. Solch luxuriöse Verhältnisse sind aber selten. Meist muss man sich schon selbst um Stil bemühen.

Fehler machen erlaubt

Wenn Studierende ihre ersten Seminararbeiten schreiben sollen, dann stehen sie vor

dieser Aufgabe manchmal wie das Kaninchen vor der Schlange. Ihre Lage ist tatsächlich verzwickelt: Vieles, was eigentlich Voraussetzung fürs wissenschaftliche Schreiben ist – etwa die Beherrschung von Fachterminologie, Methodik, wissenschaftlichen Ausdrucks- und Darstellungskonventionen –, lernt man überhaupt erst durchs Schreiben. In der Regel orientiert man sich dabei teils bewusst, teils unbewusst an Vorbildern. Diese bewährte Lernweise birgt allerdings ein Risiko: Man meint, auf Anhieb das Niveau ausgereifter wissenschaftlicher Texte erreichen zu müssen. Das kann einen blockieren. Dozierende sollten dem gegensteuern, indem sie nicht zu viele Forderungen auf einmal stellen, diese dafür aber explizieren. Sie sollten besser mehrere kleinere als wenige grosse Arbeiten schreiben lassen. Dies jedenfalls rät Bruno Wohlgenuth von der Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik (AfH). Wohlgenuth empfiehlt ausserdem, klar zu unterscheiden zwischen professionellem «wissenschaftlichem Schreiben», das sich an ein Fachpublikum richtet, und «akademischem Schreiben» das dem schrittweisen Aufbau von Schreibkompetenz dient. «Wer so unterscheidet», sagt er, «wird Texte wie etwa Seminararbeiten stärker in einem prozessualen Zusammenhang sehen.» Für Studierende wirkt eine solche Optik entkramp-

fend. Ihre Texte brauchen nicht von Anfang an allen erdenklichen Kriterien gleichzeitig zu genügen. Wichtig ist es, aufmerksame Leser zu finden, Feedbacks einzufordern, das eigene Schreiben zu reflektieren und aus Fehlern die richtigen Schlüsse zu ziehen.

An einigen universitären Instituten wie dem Deutschen Seminar, aber auch an Graduiertenschulen und am Sprachenzentrum werden Kurse und Beratungen zum wissenschaftlichen Schreiben angeboten (siehe Website der AfH). Für die Dozierenden sind sie eine Entlastung, für viele Studierende eine Hilfe.

Meister fallen nicht vom Himmel

Wissenschaftliches Schreiben bedeutet nicht überall dasselbe, die Kulturen sind von Fach zu Fach verschieden. In den Naturwissenschaften etwa sind Schreib- und Erkenntnisprozesse oft stärker voneinander getrennt als in den Humanwissenschaften. Stets aber gilt: Schreiben ist ein wichtiges Instrument des Lernens – das man selbst erst lernen muss. Auf den Seiten 8 und 9 dieses unijournals lesen Sie, was Dozierende der UZH zum Thema wissenschaftliches Schreiben denken: Wie sie es lernten, wie sie es heute machen und worauf sie dabei Wert legen. Ein kleiner Trost für Studierende: Auch Meister müssen sich mühen.



Antritt

Neulich
in der Aula

Wenn die Aula Segel hätte, dann wäre sie in den letzten Wochen in Richtung ferner Osten getrieben wie einst die kalfaterete Lokomotive Emma in Michael Endes «Jim Knopf». Gleich drei Antrittsvorlesungen handelten vom alten China.

Dabei war auch davon die Rede, wie Fremdes unser eigenes Weltbild sprengt. Der portugiesische Mönch Juan Gonzales de Mendoza (1545–1618) etwa, der als erster Europäer eine Chronik des alten China schrieb, sah sich, wie der Historiker **Sven Trakulhun** ausführte, mit dem lästigen Problem konfrontiert, dass Chinas Geschichte fast bis ins Jahr 3000 v. Chr. zurückreichte. Das passte schlecht zur biblischen Zeitrechnung. Ihr gemäss hatte 2340 v. Chr. die Sintflut stattgefunden, die ausser Noah und seiner Frau niemand überlebt haben konnte.

Jede Kultur hat eben ihre eigene Zeit. Es sei, sagte **Mareile Flitsch** in ihrem Vortrag, die Aufgabe der Ethnologie, Sand ins Getriebe der weltweit voranschreitenden Vergleichzeitung zu streuen. Die neue Direktorin des Völkerkundemuseums plädierte dafür, Artefakte alter Kulturen nicht bloss als Raritäten anzusehen, sondern sie als Wissensreservoir für unsere immer einheitlicher werdende globale Zivilisation zu nutzen.

Dazu muss man sie freilich zu lesen verstehen. Wie macht man das, ohne sie zu vereinnahmen und ihnen damit ihr Eigenstes zu nehmen? Der Sinologe **Wolfgang Behr** zeigte sich diesbezüglich guten Mutes. Zu Beginn seiner Vorlesung, die um die verwickelte Etymologie des Wortes «China» kreiste, bemerkte er launig, er habe schon als Kind Gewissheit über die Möglichkeit einer Verständigung mit China jenseits aller Alteritätsbarrieren erlangt: bei eingehender Lektüre von «Jim Knopf». *David Werner*

Kommende Antrittsvorlesungen siehe S. 15

Julian Führer, neuer Co-Präsident der VAUZ

Nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte

Der neue oberste Interessenvertreter des universitären Mittelbaus heisst Julian Führer. Der Historiker ist Assistent am Lehrstuhl von Claudia Zey und wurde im April als Nachfolger von Franz Mauelshagen zum Co-Präsidenten der Vereinigung akademischer Mittelbau der UZH (VAUZ) gewählt. Die zweite Stelle im Präsidium ist noch zu besetzen.

Julian Führer, 36, beschäftigt sich in seiner Forschung schwerpunktmässig mit dem mittelalterlichen Frankreich. Sein Dissertationsthema waren die Beziehungen von Königtum und Reformklerus im 12. Jahrhundert. Seit langem fühlt er sich der französischen Sprache und Kultur nahe: Aufgewachsen im französischen Sektor West-Berlins, besuchte er das französische Gymnasium in Berlin und schloss mit dem Baccalauréat ab. Nach seinem Studium war er unter anderem Stipendiat des Deutschen Historischen Instituts Paris.

Julian Führer kennt die universitäre Gremienarbeit bereits: Er war zweieinhalb Jahre lang Ständevertreter der Assistierenden in der Fakultätsversammlung der Philosophischen Fakultät.

Ein vorrangiges Thema ist für die VAUZ zur Zeit die Reform des Doktoratsstudiums. Sie werfe die Frage auf, ob Assistierende auf der Doktoratsstufe eher als Studierende oder

als Forschungspersonlichkeiten zu sehen seien. Die VAUZ, sagt Führer, plädiere klar für Letzteres. Im Fokus stehen zudem auch die in den letzten Jahren stark gewachsenen Verpflichtungen des Mittelbaus in der Lehre. «Wir treten dafür ein, dass diese zusätzlichen Belastungen kompensiert werden und nicht noch weiter anwachsen.»

Die VAUZ vertritt den Mittelbau in der Erweiterten Universitätsleitung (EUL) und im Universitätsrat. Dadurch erhält der Mittelbau die Möglichkeit zur Mitwirkung an strategischen Entscheidungen der UZH. Eine weitere Funktion der VAUZ besteht darin, unter den Assistierenden das Bewusstsein zu stärken, dass sie nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte haben.

Eine seiner wichtigen Aufgaben sieht Julian Führer darin, den Informationsfluss zwischen den Mittelbau-Vertreterinnen und -Vertretern in den verschiedenen Kommissionen und Fakultäten zu pflegen und zu verbessern. Längerfristig soll das Präsidium zu einer zentralen Anlaufstelle für Assistierende ausgebaut werden. Weit oben auf der Agenda steht ausserdem die Kontaktaufnahme mit den Mittelbauvertretungen der anderen Schweizer Universitäten. *dwe*

Informationen: <http://www.vauz.uzh.ch>



Julian Führer.

Wulfmorgenthalers Welt der Wissenschaft



Rita Stöckli, stv. Generalsekretärin

Zusammenarbeit mit Japan

Die UZH hat im März ein Memorandum of Understanding mit der Hosei University in Tokio unterzeichnet. Damit wurde eine Partnerschaft gewürdigt, die in mehreren Bereichen schon seit längerem besteht. Japanische Universitäten und Forschungszentren gehören zu den wichtigsten Partnern der UZH.

Neuer Leiter der Fachstelle Publishing

Roland Gysin, 44, Journalist BR und Historiker, tritt im Mai die Nachfolge von Heini Ringger als Leiter der Fachstelle Publishing der Abteilung Kommunikation der UZH an. Er war zuvor acht Jahre lang verantwortlicher Redaktor des Magazins «Plädoyer».

Bike to Work

Vom 1. bis 30. Juni findet dieses Jahr wieder die Aktion Bike to Work statt. Ziel ist es, Pendlerinnen und Pendler dazu anzuregen, das Velo zu benutzen. Angehörige der UZH können sich unter www.biketowork.ch für die Aktion anmelden und attraktive Preise gewinnen.

Impressum: unijournal • Die Zeitung der Universität Zürich, Nr. 3, 4. Mai 2009 • Hrsg. von der Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation. Adresse: Universität Zürich, Abteilung Kommunikation, Redaktion unijournal, Rämistrasse 42, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. E-Mail: unijournal@kommunikation.uzh.ch • Verantwortliche Redaktoren: David Werner (dwe), Sascha Renner (sar) • Redaktionelle Mitarbeit: Marita Fuchs (mf) • Layout: Frank Brüderli (fb) • Korrektorat: Nina Wieser • Sekretariat: Steve Frei • Druck: NZZ Fretz, Zürich • Auflage: 10 000 Exemplare • Erscheint sechsmal jährlich • Inserate: Kretz AG, General-Wille-Strasse 147, 8706 Feldmeilen, Tel. 044 925 50 60, annoncen@kretzag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung des Rektorats wiedergeben. • Das unijournal als pdf-Datei: <http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/unijournal.html>

Das Uniding, Folge 19: Die Aula-Orgel

Jugendstil-Schönheit im Dornröschenschlaf



Hast du noch Töne? Da schlummert, leicht zu übersehen, in einem dämmrigen Winkel ein seltenes Prachtstück vor sich hin: die Aula-Orgel. Man muss, im Saal sitzend, den Kopf weit in den Nacken legen, um den sanft geschwungenen Pfeifenprospekt an der Hinterwand der linken Empore zu erkennen.

Das edle Instrument wurde 1914 eigens fürs frisch erstellte Kollegengebäude angefertigt. Nahtlos fügt es sich in den Emporenraum ein, wie dieser ist es mit kasset-

tiertem Täfer verkleidet. Dem Spieltisch mit den museal wirkenden Registraturknöpfen aus Porzellan und den altertümlichen Beschriftungen sieht man an, dass schon lange kein Organist mehr daran sass. Das hat auch sein Gutes: Im Gegensatz zu den meisten vergleichbaren historischen Instrumenten, die den klangästhetischen Vorstellungen späterer Jahrzehnte angepasst wurden, ist dieses Jugendstil-Kleinod noch im Originalzustand erhalten – und damit eine Rarität.

Weich, voll und warm wäre wohl sein Klang, ideal für die Interpretation spätromantischer Werke. «Wahrscheinlich hat der Komponist Paul Hindemith in den Fünfzigerjahren, als er an der UZH lehrte, noch darauf gespielt», mutmasst Musikprofessor Laurenz Lütten. Er ist voller Begeisterung für die Aula-Orgel. Schade nur, dass sie keinen Ton mehr hergibt. 1970 wurde sie ausser Funktion gesetzt. Seither wartet sie auf den Prinzen, der sie wachküsst. *David Werner*

Der «Tatort» im Hörsaal

Fernsehkrimis in Vorlesungen? Bei der Jus-Professorin Brigitte Tag kann das schon vorkommen. Am Dies academicus wurde sie mit dem Credit Suisse Award für beste Lehre ausgezeichnet.



Begeisterung wecken: Strafrechtsprofessorin Brigitte Tag. (Bild Frank Brüderli)

Von David Werner

Zweihundert bis dreihundert Bachelor-Studierende quetschen sich in enge Klappstuhl-Reihen, ein Herr vom Hörsaaldienst justiert das Mikrophon, der Beamer wird eingeschaltet. Einstimmungsrituale. Brigitte Tag sammelt sich kurz. Die Zeit ist knapp, das Programm randvoll. Konzentration ist gefordert: Es gilt, den vorgesehenen Stoff durchzubringen und zugleich den Bedürfnissen der Studierenden Rechnung zu tragen.

Brigitte Tag spricht frei. Ihr Auftritt: gelassen, unangestrengt. Die Tonlage: freundlich und einladend. Die entscheidenden Formulierungen kommen knapp und punktgenau, so bleibt Raum für illustrative Ausführungen. Geistesgegenwärtig, aus ruhender Mitte heraus, beantwortet sie Fragen, geht auf Einwände ein, spielt den Studierenden Bälle zu. Im Saal wird nicht nur zugehört und mitgeschrieben, sondern auch mitgedacht und mitgeredet.

Topfit, sobald es konkret wird

«Strafrecht, Besonderer Teil 3»: So prosaisch lautet der Titel der Vorlesung aus dem Herbstsemester 2008, der mit dem diesjährigen Lehrpreis der UZH ausgezeichnet wurde. Dass unter ihren Lehrveranstaltungen gerade diese ausgewählt wurde, freut Brigitte Tag: «Ich fand sie selbst besonders gelungen, weil sie so viele Anknüpfungspunkte für interessante Diskussionen bot.» Es ging um Fälle, die mit der Verletzung und dem Missbrauch von Staatsgewalt zu tun hatten. Zum Beispiel: Darf man sich gegen Polizisten zur Wehr setzen, die ihre Kompetenzen überschreiten? Oder: Sind Amtsgeheimnisverletzungen auch dann zu ahnden, wenn sie offenkundig dem allgemeinen Wohl dienen? Themen, die auch nach der Vorlesung unter den Studierenden debattiert wurden.

Brigitte Tag nimmt in ihren Strafrechtsvorlesungen gern auf Fälle Bezug, die aus den Medien bekannt sind, um die Brisanz und Aktualität rechtlicher Problemlagen zu veranschaulichen. Und gelegentlich auch mal auf den Fernsehkrimi vom Vorabend. Sie weiss aus Erfahrung: «Sobald Rechtsfragen konkret werden, sind die Studierenden topfit. Manchmal weisen sie mich dann auf Aspekte hin, auf die ich selbst nicht gekommen wäre.» Für Brigitte Tag sind das die besten Momente.

Vorbildern auf die Finger geschaut

Wie lernt man das: Studierenden eine extrem komplexe und abstrakte Materie in

gedrängter Form so nahezubringen, dass sie innert kurzer Zeit in der Lage sind, den Faden eigenständig weiterzuspinnen? Brigitte Tag hat sich dieses Können selbst angeeignet – teils unter grossem Druck. Lehrfragen interessierten sie schon als Studentin, obwohl ihr damals nicht im Traum eingefallen wäre, später Professorin zu werden. «Ich versuchte immer zu verstehen, woran es liegt, dass ich bei den einen Dozenten gar nichts, bei anderen auf Anhieb sehr viel begriff.» Sie bewarb sich als studentische Hilfskraft und konnte so ihren Professoren bei der Vorbereitung und Durchführung von Veranstaltungen auf die Finger schauen. Damit war sie bereits eingestimmt für die Bewährungsprobe in Sachen Lehre, die als Doktorandin auf sie zukam: Um ihre Dissertation zu finanzieren, gab sie Unterricht im Rahmen eines Pilotprojektes zur Studienzeitverkürzung in Heidelberg. Ihre Aufgabe war es, Jus-Studierende effizient auf ihre Examen vorzubereiten. Das Programm stand in Konkurrenz zu kommerziellen Angeboten, der Erfolgsdruck war hoch. «Die Studierenden kannten keine Gnade», erinnert sich Brigitte Tag. Man musste elastisch auf ihre individuelle Denkweise eingehen und dabei zugleich den Zeitplan einhalten. Man musste lernen, angesichts des gewaltigen Pensums die Nerven zu bewahren. «Das Wichtigste war: zu portionieren, in einfachen Schritten voranzugehen. Niemals darf man den Studierenden den ganzen Stoff auf einmal an den Kopf werfen. Man muss ihnen eine Strasse bauen, auf denen sie dann fahren können.» Das trainierte sie damals.

Später, als Assistentin, übernahm Brigitte Tag die inhaltliche und organisatorische Leitung und Gestaltung des gesamten Studienzeit-Verkürzungsprogramms. Es war eine ähnliche Aufgabe wie jene, die in den letzten Jahren viele Assistierende an der UZH bei der Curriculums-Gestaltung im Zusammenhang mit der Bologna-Reform zu erfüllen hatten. Viele der Assistierenden, die mit Brigitte Tag am Heidelberger Pilotprojekt mitarbeiteten, sind heute Professorinnen und Professoren. «Eine bessere Art der Nachwuchsförderung», sagt sie, «kann man sich kaum denken.»

Authentische Einblicke

Das Recht durchdringt jeden Lebensbereich, und damit natürlich auch die Universität. Brigitte Tag, die seit 2002 in Zürich lehrt, bekleidet an der UZH verschiedene Ämter, in denen es auch um juristische Fragen geht. Sie ist Vorsitzende der Gleichstellungskommission und Delegierte der Professoren-

schaft im Universitätsrat. Wenn es sich ergibt – wie etwa beim neuen Humanforschungsgesetz –, flicht sie ihre hochschulpolitischen Erfahrungen gern in ihre Vorlesungen ein. Nicht um ihre Person in den Vordergrund zu stellen, sondern um lebendige Bezüge zur juristischen Praxis herzustellen. Eine Form von Authentizität, die ankommt.

Reichlich Anschauungsmaterial bezieht sie auch aus ihrer Forschungsarbeit. Zu ihren Spezialgebieten gehört unter anderem Medizinrecht und Umgang mit dem menschlichen Körper. Brigitte Tag möchte in ihren Vorlesungen nicht nur Lehrstoff, sondern auch eine bestimmte Haltung gegenüber dem Recht vermitteln: Die Studierenden sollen merken, dass Gesetze nichts Statisches, nichts ein für alle mal Gegebenes sind. «Recht», sagt sie, «ist formbar und hinterfragbar, jeder kann beitragen, es moderner und offener zu gestalten.»

Für das kommende Herbstsemester hat sich Brigitte Tag etwas Besonderes ausgedacht, um Studierenden diese forschende, reflektierende Haltung nahezubringen: Sie plant ein Blockseminar in Istanbul. Zur dortigen Yeditepe-Universität pflegt sie seit längerem Kontakte. Sie schätzt die Offenheit, die Neugier, den Modernisierungswillen, der ihr in der Türkei begegnet. Die Idee des Seminars ist es, Jus-Studierende aus der Schweiz und der Türkei paarweise bestimmte Aspekte des Strafrechts ihrer Länder vergleichen zu lassen. Zusätzlich wird ein Forschungssymposium veranstaltet, in welches die Studierenden ebenfalls einbezogen werden.

Zwei juristische Welten

Brigitte Tag ist selbst gleich in zwei Rechtssystemen zuhause: Das deutsche Recht ist ihr aus der Studienzeit und den ersten Berufsjahren vertraut, ins schweizerische arbeitete sie sich ein, nachdem sie ihre Professur in Zürich angenommen hatte. «Hätte ich im Voraus gewusst, wie viel Energie mich das kosten würde – ich hätte diese Herkulesaufgabe nicht mit ganz so viel Optimismus auf mich genommen.» Der Aufwand aber hat sich gelohnt. «Erst im Vergleich», sagt sie, «werden einem die Eigenheiten, die spezifischen Schärfen und Unschärfen des eigenen Rechts bewusst, beginnt man es kritisch zu hinterfragen.» Genau deshalb ist es ihr auch ein Anliegen, den Studierenden einen komparativen Ansatz nahezubringen.

Sie verhehlt es nicht: Ein wichtiger Hintergrundgedanke bei ihrem Engagement in der Lehre sei es, Studierende für die juristische Forschung zu gewinnen. Das, sagt sie, sei nicht immer einfach, da Jus-Studierende ein breites Feld an attraktiven Karrieremöglichkeiten offensteht. Umso mehr freut sie sich, wenn begabte Studierende nach dem Abschluss mit dem Wunsch bei ihr vorsprechen, eine Doktorarbeit zu schreiben: «Für mich», sagt sie, «ist das jeweils die schönste Bestätigung als Dozentin.»

Mit dem jeweils am Dies academicus vergebenen Lehrpreis, der von der Jubiläumsstiftung der Credit Suisse gestiftet wird, will die UZH eine breite und vertiefende Diskussion über verschiedene Gesichtspunkte der Qualität in der Lehre etablieren. Jedes Jahr wird ein anderer thematischer Schwerpunkt gewählt. Brigitte Tag erhält den diesjährigen Credit Suisse Award for Best Teaching speziell für die Verknüpfung von Forschung und Lehre.

David Werner ist Redaktor des unijournals.

À propos

Andreas Fischer
Rektor



Alumni

Noch nicht lange ist es her, dass man an der Universität von ehemaligen Studierenden oder einfach Ehemaligen sprach, doch diese eigentlich klaren, transparenten Bezeichnungen sind heute kaum mehr im Gebrauch. Innert kurzer Zeit hat sich dafür der aus der englisch-amerikanischen Universitätswelt stammende Begriff alumni durchgesetzt. Viele brauchen das Wort, nur wenige wissen jedoch, wo es eigentlich herkommt.

Die Römer gaben einigen ihrer mit Fruchtbarkeit assoziierten Göttinnen wie etwa Ceres oder Cybele den Beinamen alma mater, «nährende Mutter». Das dem Nomen mater vorgestellte Adjektiv almus, -a ist Teil einer Wortfamilie, zu der das Verb alere «nähren» und Nomina wie alimentum «Lebensmittel» oder alumnus, -a «Pflegesohn, Pflege Tochter», übertragen auch «Sohn, Tochter, Schüler, Schülerin» gehören.

Im England des 18. und 19. Jahrhunderts wurde das Epithet alma mater auf die als «nährenden Mütter» verstandenen Universitäten übertragen, und die – hoffentlich – gut genährten, das heisst gut (aus-)gebildeten Absolventen waren dann eben die alumni.

Schwierigkeiten sowohl für Englisch- wie für Deutschsprachige bereiten die lateinischen Endungen, ist ein Ehemaliger doch ein alumnus (Plural alumni), eine Ehemalige eine alumna (Plural alumnae). Soviel Flexion überfordert die meisten Nichtlateiner, und so wird alumni – falsch – oft auch als Singular gebraucht («Ich bin ein Alumni der UZH»). Die sprachgeschichtlich «falsche» Form könnte mit der Zeit durchaus zur allgemein gängigen und damit «richtigen» werden, wie etwa das englische Wort visa zeigt. Visa ist eigentlich ein alter Plural (Lateinisch visum, Plural visa), wird aber heute ganz singularisch verwendet: «My visa for the USA has expired; I need a new one.» Ein anderer Ausweg wäre die im Englischen häufige Verkürzung: Aus komplizierten Latinismen wie refrigerator «Kühlschrank», influenza, «Grippe» oder omnibus sind auf diese Weise fridge, flu und bus geworden, und so habe ich als quasi neuen Singular von alumni, -ae gelegentlich auch schon die Form alum(n) gesehen.

Wie auch immer: Als Rektor der alma mater Turicensis freue ich mich, dass es an der UZH schon eine Reihe von aktiven Alumni-Organisationen gibt, und ich hoffe natürlich, dass viele Leser dieser Kolumne einer solchen Vereinigung angehören oder sich ihr nach dem Abschluss ihres Studiums anschliessen werden.

Andreas Fischer, Rektor

United Visions

Studentisches TV

Seit zehn Jahren berichtet das Hochschulfernsehen United Visions über das Leben an der Universität aus studentischer Sicht. Zum Geburtstag sind ein Webauftritt, neue Formate und regelmässige Beiträge geplant. Wer mitmachen will und der Universität gern mit Kamera und Mikrophon zu Leibe rücken möchte, kann sich unter jobs@unitedvisions.tv melden.

Gender Studies gehen alle an

War der Feminismus in den Achtzigerjahren noch für viele ein rotes Tuch, hat er inzwischen diszipliniert in Form von Gender Studies an Universitäten Einzug gehalten. Seit letztem Herbst können Gender Studies als Master-Nebenfach auch an der UZH belegt werden.



Klare Ziele: Bettina Dennerlein. (Bild mf)

Von Sabine Witt

Wer in den Achtzigerjahren studierte, konnte frauenpolitische Themen kaum in regulären Seminaren behandeln. Vielmehr organisierten sich Studierende selber in Arbeitsgruppen, lasen theoretische Texte aus den USA oder Frankreich.

So hielt es auch Bettina Dennerlein, die seit März 2009 sowohl Professorin für Islamwissenschaft als auch die erste Professorin für Gender Studies an der Universität Zürich ist. Ihre einstigen Studienfächer Islamwissenschaft, Publizistikwissenschaft und Volkswirtschaft deuten zwar nicht auf ihren heutigen Schwerpunkt Gender Studies hin – diese Disziplin gab es damals noch gar nicht. Doch die studentischen Arbeitsgruppen sowie einzelne Dozierende, die auf Wunsch der Studierenden Veranstaltungen zu diesem Thema anzubieten begannen, ermöglichten ihr, sich grundlegendes Wissen anzueignen. Und auch in ihrer wissenschaft-

lichen Arbeit nahm Dennerlein Genderfragen auf, indem sie beispielsweise in der Doktorarbeit das islamische Familienrecht in Algerien und die darin konstruierten Geschlechterverhältnisse untersuchte.

Wie Dennerlein Genderfragen behandelt, bleibt bis heute charakteristisch für die junge, aber inzwischen etablierte Disziplin Gender Studies. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie interdisziplinär – oder wie es inzwischen heisst: transdisziplinär – angelegt ist. Darin liege gerade ihre Aktualität: «Wer heute innovativ forschen will, muss transdisziplinär arbeiten. Insofern sind die Gender Studies sehr modern», sagt Dennerlein.

Gottgegeben oder menschengemacht?

Die Studierenden lernen in diesem Sinne, die Geschlechterperspektive erkenntnistheoretisch und methodisch auf Themen ihres jeweiligen Hauptfaches anzuwenden. Eine Jus-Studentin könnte etwa die Auslegungsgrundlage eines Rechtstexts untersuchen. Dennerlein führt als Beispiel ein Gutachten des deutschen Bundesgerichtshofes aus den Fünfzigerjahren an, in dem es um die Frage der verfassungsmässigen Gleichheit von Mann und Frau hinsichtlich der Familie ging. Sinngemäss hiess es darin, der menschliche Gesetzgeber könne nicht an gottgegebene Verhältnisse rühren. Dadurch, so die Professorin, bestimmten Vorstellungen, die eigentlich nichts mit dem Recht zu tun hätten, den Auslegungshintergrund eines Gesetzes. Auch an der Rechtsprechung des ägyptischen Verfassungsgerichts könnte gezeigt werden, wie Bemühungen, Menschenrechtsnormen zu verankern, mit religiös legitimierten Vorstellungen zum Geschlechterverhältnis kollidieren, wenn es um Fragen des Familienrechts geht.

An der Universität Zürich, wo das Master-Nebenfach Gender Studies seit dem Herbstsemester 2008 studiert werden kann, ist das Fach zwar institutionell an die Islamwissenschaft angegliedert. Doch besteht auch hier die charakteristische Vielfalt von Disziplinen. Neben verschiedenen Fächern der Philosophischen Fakultät sind die Rechtswissenschaft und die Theologie am Studiengang beteiligt. Einen inhaltlichen Schwerpunkt des Studiengangs bilden aussereuropäische Gesellschaften und Kulturen. Und mit einer Pflichtveranstaltung zu «Geschlecht und Biologie» sind auch Naturwissenschaften prominent vertreten, was auf den ersten Blick überraschen mag. Monika Gsell, die Koordinatorin des Nebenfachs, erklärt, was es mit dem Angebot aus der biologischen Anthropologie auf sich hat: «Nur wer die biologische Dimension von Geschlechtlichkeit kennt, kann auch sachlich und vorurteilsfrei argumentieren, wenn es um die soziale Überformung von Geschlecht geht.» Zugleich seien die Biologen herausgefordert, ergänzt Dennerlein, da sie selber die in ihrem Fach vorhandenen Überformungen reflektieren müssten.

Eine zentrale Qualifikation

Wie in den Anfängen der Gender Studies bedarf es immer noch des Engagements von einzelnen Forschenden, damit Studierende soziale und kulturelle Konstruktionen von Geschlecht erkennen und die erworbenen Fähigkeiten in der Wissenschaft oder in anderen Berufen anwenden können. Die gesellschaftliche Akzeptanz hat sich jedoch verändert. Gender Mainstreaming ist ein zentraler Bereich der Politik geworden, auch in der internationalen und der Entwicklungszusammenarbeit. Die Professoren-

rin: «Genderkompetenzen sind heute eine gefragte Qualifikation auf dem Jobmarkt.»

Das relativ grosse Interesse der Studierenden spricht für die Einsicht in die gesellschaftliche Relevanz von Genderfragen. Rund vierzig Studierende besuchten die Einführungsveranstaltung, obgleich sie mehrheitlich andere Fächer studierten. Bis jetzt sind alle Veranstaltungen offen für Interessierte. Später, wenn es nach erfolgreichen Bachelor-Abschlüssen mehr Studierende gibt, werden voraussichtlich einzelne Kernveranstaltungen nur noch für die Fachstudierenden geöffnet sein.

Krönung einer langen Aufbauarbeit

Der neue Studiengang wurde nicht auf wilder Wurzel gegründet. Wegbereiter war das Kompetenzzentrum Gender Studies, das unter anderem die seit 1999 kontinuierlich abgehaltenen Graduierten-Kollegs in Gender Studies initiiert hatte. Um den Masterstudiengang auf den Weg zu bringen, haben die Mitglieder des Kompetenzzentrums einen langen Atem gebraucht. Die ersten Vorstösse zu einem Nebenfach-Studiengang und einer Professur für Gender Studies wurden 2000 beziehungsweise 2002 gemacht.

Nach zehn Jahren wurde das Kompetenzzentrum 2008 aufgelöst und seine Arbeit mit dem Studiengang und Lehrstuhl für Gender Studies gekrönt. Der Studiengang steht als Teil des Schweizer Netzwerks Gender Studies auf einer soliden Basis. Die Finanzierung teilen sich bis 2011 Bund und Universität, danach stellt die Universität die Mittel für die neu geschaffenen Stellen zur Verfügung. Somit steht der langfristigen Etablierung nichts im Wege.

Sabine Witt ist Journalistin.

uniKnigge Die Beratungsecke

Wie reagiert man auf lästige E-Mails?

Im universitären Alltag lauern viele Fettnäpfchen und Fallstricke. Angehörige der Universität Zürich geben an dieser Stelle Tipps, wie heikle Situationen zu bewältigen sind. Das Thema diesmal: **Wie reagiert man auf lästige anonyme E-Mails?**

Willibald Ruch, Professor für Persönlichkeitspsychologie und psychologische Diagnostik, antwortet:

«Als Humorforscher müsste ich es ja eigentlich am besten wissen: schwierige Situationen entschärft man oft am einfachsten mit Humor. Humor ist ein Puffer gegen Stress und hilft, Spannungen abzubauen. Aber denkt man auch dran, wenn man den Humor mal wirklich selbst braucht?»

Zu Beginn meiner Tätigkeit an der UZH hatte ich viel mit lästigen E-Mails und anonymen Schreiben zu tun, welche versuchten, Zwietracht in meiner Abteilung, aber auch am Psychologischen Institut, zu säen. Ich hatte gerade zwei Assistenten neu angestellt, als eine E-Mail an die Kolleginnen und Kollegen des psychologischen Instituts und andere Funktionsträger der Universität verschickt wurde, in dem von irgendwelchen unhaltbaren Zuständen die Rede war. Perfiderweise suggerierte der

anonyme Provokateur, dass meine beiden neuen Assistenten das Schreiben verfasst hätten. Diese waren begrifflicherweise entrüstet. Sie wehrten sich vehement gegen alle Unterstellungen und formulierten eine entsprechende Richtigstellung. Das Dementi erschien mir aber als wenig geeignet, um Restzweifel aufzulösen. Ich schlug deshalb vor, dem Problem auf andere Art zu begegnen: Mit Kopie an alle Adressaten der anonymen E-Mail schickten meine Assistenten dem Absender eine Antwortmail folgenden Inhalts: «Sehr geehrte Damen und Herren! Hiermit möchten wir beiläufig darauf hinweisen, nicht Absender des unter dem Betreff «Ruch ist inkompetent» von der Adresse xy verschickten Mails zu sein. Wir distanzieren uns ausdrücklich vom Inhalt dieses Mails, begrüssen es aber als laienhaften Beitrag zum Forschungsschwerpunkt Humor unserer Fachrichtung.»

Nun, nicht alle anonymen E-Mails sollte man auf die leichte Schulter nehmen. Im vorliegenden Fall erwies sich die spielerisch-humoristische Entgegnung aber als sehr effektiv. Mit minimalen Mitteln war es uns gelungen, uns für anonyme Provokateure uninteressant zu machen.»

Willibald Ruch



Fragendomino

Was Sie schon immer wissen wollten

Verurteilt der Papst Demokratie und Menschenrechte als Häresie?

Adrian Vatter, Ordinarius für Schweizer Politik, gibt die Domino-Frage an Ralph Kunz weiter, Ordinarius für Praktische Theologie: «Kann aus der Aufhebung der Exkommunikation der Piusbruderschaft geschlossen werden, dass Papst Benedikt XVI. wie Papst Pius X. Demokratie, Menschenrechte und Religionsfreiheit als «Sammelbecken aller Häresien» verurteilt?»

Ralph Kunz antwortet:

«Eigentlich stünde, wenn man den Worten des Papstes glauben schenken will, dieser «Akt der Aussöhnung» in keinem direkten Zusammenhang mit Themen wie Demokratie, Menschenrechte und Religionsfreiheit. Die Aufhebung der Strafe soll die Abtrünnigen zur Busse rufen und nicht als Benediktion ihrer Gesinnung verstanden werden. Man kann bei dieser Exkommunikation aber auf jeden Fall von einer Kommunikationspanne sprechen. Zum Eclat hat beigetragen, dass der Papst sich mit dem Holocaustleugner Williamson aussöhnen wollte. Ist das ein politisches Statement oder ein Versehen? Muss das als Bekenntnis zum Programm des «kon-



servativen Reformpapstes» Pius X., auf den sich die Piusbruderschaft beruft, interpretiert werden? Das wäre wohl übertrieben. Benedict XVI. mag konservativ sein, aber so reaktionär ist er nicht. Der gegenwärtige Papst ist aus einem anderem Holz geschnitzt als Pius X. Dessen Traditionalismus wurzelte in einem tiefen Misstrauen und wohl auch Unverständnis gegenüber der Moderne. Benedict XVI. hingegen käme es nie in den Sinn, Demokratie, Menschenrechte und Religionsfreiheit als ein «Sammelbecken aller Häresien» anzusehen. Wer sich die Mühe nimmt, die Schriften des ehemaligen Kardinals zu lesen, kann sich davon überzeugen. Aber es bleibt der Verdacht, dass der Papst auf einem Auge blind ist. Er hätte sich ja auch mit Leonardo Boff aussöhnen können!»

Ralph Kunz richtet die Domino-Frage an Katharina Maag Merki, Ordinaria für Pädagogik mit dem Schwerpunkt «Theorie und Empirie schulischer Bildungsprozesse»: «Finden die Ergebnisse der Schulentwicklungsforschung in der gegenwärtigen Entwicklung der Schule Berücksichtigung?»

Keine Zeit zu verlieren

Schädigt Kokain das Gehirn irreparabel? Und gibt es ein Recht auf gesunde Kinder? Auf solche brisante Fragen suchen zwei neue Förderungsprofessoren an der UZH Antworten.



Schliesst Lücken im Biomedizinrecht: Bernhard Rütsche. (Bilder Sascha Renner)

Von Sascha Renner

Gesellschaftliche Entwicklungen verlaufen manchmal so rasant, dass das Nachdenken darüber kaum mit ihnen Schritt halten kann. «Der Kokainkonsum hat sich in der Schweiz in den vergangenen zehn Jahren verdreifacht. Über die Langzeitfolgen wissen wir aber so gut wie nichts», sagt Boris Quednow. Wissenschaftliches Neuland betritt auch der Jurist Bernhard Rütsche: «Das Recht weist im Bereich der Biomedizin, im Besonderen der Fortpflanzungsmedizin und Gendiagnostik, grosse Lücken auf». Die Gesetzgebung wurde vom immensen Regelungsbedarf neuer biomedizinischer Verfahren regelrecht überrollt. Sowohl Quednow als auch Rütsche reagierten als erste auf Fragen, auf die die Öffentlichkeit dringend Antworten braucht. Beide wurden dafür mit einer Förderungsprofessur belohnt, die sie im Sommer an der Universität Zürich antreten werden.

Leichtsinnige Zürcher

Aber wie forscht es sich, wenn die erhofften Daten schlagzeilenträchtig und die Resultate nicht nur von der Fachgemeinschaft mit Spannung erwartet werden? «Publiziere ich über kognitive Störungen bei Schizophrenie-Patienten, geschieht nichts», so Quednow. «Erscheint aber ein kleiner Artikel über Ecstasy, habe ich sogleich drei Journalisten in der Leitung.» Auf die Wahl seiner Forschungsvorhaben hat das Medieninteresse aber keinen Einfluss. «Ich stamme aus einer Ärztfamilie, die Wirkung von Medikamenten hat mich immer schon fasziniert». Der Psychologe promovierte über MDMA («Ecstasy») und die durch die Party-Droge verursachten kognitiven Leistungsdefizite. Zum Kokain wechselte er, weil die Datenlage im Vergleich zu Ecstasy weitaus dürftiger ist. Auch sind die plastischen Veränderungen des Gehirns und jene der Persönlichkeit – eine Neigung zu Egozentrik, Emotionsarmut und kurzzeitigem Entscheidungsverhalten – bei Kokainkonsum vermutlich weitaus nachhaltiger als bisher angenommen.

Quednow warnt denn auch vor dem leichtfertigen Umgang mit Kokain. Die liberale Drogenpolitik der Schweiz und die

überdurchschnittliche Offenheit der Konsumenten prädestinierten die Psychiatrische Universitätsklinik (PUK) zum Forschungsstandort. In einer Longitudinalstudie, die auf mehrere Jahre angesetzt ist, will der 37-Jährige nun erstmals für die Schweiz verlässliche Daten zu den Folgen von gelegentlichem und regelmässigem Kokainkon-



Psychologe Boris Quednow forscht an der PUK.

sum erarbeiten. Neben neuartigen Tests zur sozialen Kognition kommt dabei auch erstmals ein neues PET-Verfahren zum Einsatz. Es liefert exakte Bilder der Hirnareale, die sich unter Kokaineinfluss verändern sollen. So hofft Quednow, das Gefahrenpotenzial von Kokain zu klären sowie Risikofaktoren in der Persönlichkeitsstruktur zu identifizieren, die Abhängigkeit begünstigen – und damit Entscheidungsgrundlagen für Konsumenten und Politik bereitzustellen.

Gesetze kaufen

Entscheidungsgrundlagen für brisante und hoch komplexe Sachfragen erhofft sich die Öffentlichkeit auch von Bernhard Rütsche. «Die Adressaten meiner Forschung haben häufig ein starkes Vorverständnis, ausserdem bewege ich mich in einem moralisch aufgeladenen Bereich», skizziert der 38-Jährige das

Spannungsfeld, in dem er sich als Forscher bewegt. Direkte Einflussnahme habe er nie erfahren, das Thema verlange aber in hohem Masse Unparteilichkeit und Abstraktionsvermögen von persönlichen Normen.

Die Fortschritte in der Fortpflanzungsmedizin, der Transplantationsmedizin, der Humanforschung und der Gendiagnostik werfen moralisch-ethische Fragen auf, die stark weltanschaulich, religiös und historisch geprägt sind. Entsprechend schwierig gestalte sich die internationale rechtliche Konsensfindung, erklärt Rütsche. Gelingt diese nicht, ergäben sich schwerwiegende Rechtsgleichheitsprobleme. Denn schon heute entscheiden die finanziellen Mittel darüber, ob ein Paar sich seine Therapiewünsche – beispielsweise eine Fertilitätsbehandlung oder eine genetische Untersuchung – in einem Staat mit den passenden rechtlichen Rahmenbedingungen erfüllen lassen kann oder eben nicht («Law Shopping»).

Eisernes Vorgehen

Daher bemüht sich Rütsche im Rahmen seiner Förderungsprofessur darum, die massgeblichen Prinzipien herauszuarbeiten, die das Biomedizinrecht in eine kohärente Ordnung bringen können. Ein solches Prinzip könnte etwa lauten, dass die Natur der menschlichen Spezies, wie sie sich im Genom verkörpert, ein schützenswertes Gut sei. Zu erwägen gilt es dann, ob ein Prinzip auf universalen Grundlagen beruht oder auf partikularen oder kulturellen Wertauffassungen – der eigentliche Angelpunkt des Projekts. Rütsche stützt sich dabei auf eine eiserne Methodik, die sich bereits im Rahmen seiner Habilitationarbeit zu den Rechten von Ungeborenen bewährt hat. Im Hinblick auf die Praxisnähe seiner Forschung hat er ausserdem vier Jahre lang am Bundesamt für Justiz Rechtsetzungsprojekte im Bereich der Biomedizin begleitet.

Die Förderungsprofessur bezeichnet der dreifache Vater als «riesige Chance», sich ganz der Forschung zu widmen und Mängel des geltenden Rechts aufzudecken. Die Wahl der UZH als Gastinstitution war schnell getroffen: Das Rechtswissenschaftliche Institut baut zurzeit einen interdisziplinären Forschungsschwerpunkt im Biomedizinrecht mit einem Doktorandenlehrgang auf. Das bedeutet geballte Kompetenz. Denn es eilt ja: Vier Jahre stehen den Förderungsprofessoren zur Verfügung, um zwei Jahre kann im Erfolgsfall verlängert werden. Und auch die gesellschaftlichen Entwicklungen bleiben nicht stehen.

Die Förderungsprofessuren des SNF

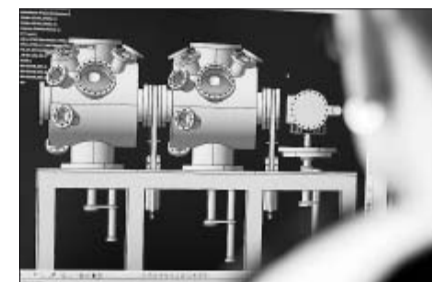
Der Schweizerische Nationalfonds (SNF) hat dieses Jahr 45 Förderungsprofessuren an junge, talentierte Forschende vergeben. Sieben haben die UZH als Gastinstitution gewählt. Sie verteilen sich auf die Naturwissenschaften (Physik und theoretische Physik), die Medizin (Medizinische Virologie und Psychiatrie), die Geistes- und Sozialwissenschaften (Geschichte und Psychologie) und die Rechtswissenschaften (Biomedizinisches Recht). Der SNF vergibt seit 2000 jährlich Förderungsprofessuren.

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

Was macht eigentlich ein ... Physiklaborant?



Martin Klöckner konstruiert für drei Forschungsgruppen am Physik-Institut unter anderem Vakuumapparaturen. Damit können Proben unter idealen Bedingungen untersucht und bearbeitet werden.



Nachdem Martin Klöckner die Bedürfnisse der Forschenden im Gespräch geklärt hat, macht er sich mit Hilfe eines CAD-Programms (Computer-Aided Design) an die Konstruktion der benötigten Anlagen.



Mit den Mitarbeitenden der Werkstatt des Physik-Instituts spricht sich Martin Klöckner ab, was technisch machbar ist und wann und zu welchen Kosten die benötigten Apparaturen gebaut werden können.



Als Physiklaborant legt Martin Klöckner selber Hand an bei der Konstruktion der Apparaturen. Das beinhaltet auch manuelle Feinarbeit, hier beispielsweise beim Zusammenbau eines Probenhalters.



Zu seinen Aufgaben gehört es auch, für den Unterhalt und allfällige Reparaturen der Geräte zu sorgen. Neben Vakuumapparaten gewährleistet er auch den Betrieb von Hightech-Mikroskopen und Spektroskopen.

Martin Klöckner ist seit sechs Jahren als Physiklaborant am Physik-Institut der Universität Zürich tätig. Nach der Lehre als Physiklaborant an der ETH Zürich war er unter anderem für die Empa und in der Telekombranche tätig. Zurzeit bildet er sich zusätzlich zum Maschinenbauingenieur aus.

Physik-Institut der Universität Zürich:
www.physik.uzh.ch/

Adrian Ritter, Redaktor UZH News

Publikationen

Dorothee Rippmann, Privatdozentin für Geschichte des Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, W. Schmid und K. Simon-Muscheid. (Hrsg.): Brunnen in der europäischen Stadtgeschichte. Kilomedica, 2008

Thomas Schlag, Assistenzprofessor für Praktische Theologie, **Daria Pezzoli-Olgati**, SNF-Förderungsprofessorin, A. Schellenberg und **Reiner Anselm**, Lehrbeauftragter der Theologischen Fakultät (Hrsg.): Auf meine Art. Jugend und Religion. Theologischer Verlag, Zürich 2008

Hans Stricker, Emeritierter Professor für Vergleichende Romanische Sprachwissenschaft, T. Banzer und H. Hilbe: Liechtensteiner Namenbuch, Werkteil II: Die Personennamen des Fürstentums Liechtenstein. Verlag: Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein, Vaduz 2008

Bettina Ugolini, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Beratungsstelle LiA – Leben im Alter, Zentrum für Gerontologie, und C. Kazis: «Ich kann doch nicht immer für Dich da sein». Wege zu einem besseren Miteinander von erwachsenen Kindern und betagten Eltern. Pendo, 2008

Detlev von Uslar, Emeritierter Professor für allgemeine theoretische Psychologie und philosophische Grundlagen der Psychologie: Die gebaute Welt. Psychologie der Architektur. Königshausen & Neumann, Würzburg 2008

Birgit Wagner, Lehrbeauftragte am Psychologischen Institut: Internet-Based Cognitive-Behavioral Therapy for Complicated Grief. A New Approach of Bereavement Interventions. VDM-Verlag Dr. Müller, 2008

Thomas Widmer, Privatdozent für Politikwissenschaft, W. Beywl und C. Fabian: Evaluation. Ein systematisches Handbuch. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2009

Rainer Winkelmann, Ordentlicher Professor für Statistik und Empirische Wirtschaftsforschung: Econometric Analysis of Count Data. Fifth Edition. Springer-Verlag, Berlin-Heidelberg 2008

André C. Wohlgenuth, Titularprofessor für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Organisationspsychologie, und **Roger Gfrörer**, Leiter Career Services der UZH: Management Consulting. Perspektiven am Puls des Wandels. Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2008



Klaus Oberauer

*Ordentlicher Professor für Allgemeine Psychologie mit dem Schwerpunkt Kognitive Psychologie
Amtsantritt 01.02.2009*

Klaus Oberauer, geboren 1965, studierte an der Freien Universität Berlin Psychologie und Politologie. 1995 wurde er an der Universität Heidelberg promoviert. Von 1995 bis 1997 arbeitete Klaus Oberauer als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt «Arbeitsgedächtnis und Intelligenz» an der Universität Mannheim. Ab 1997 war er an der Universität Potsdam tätig, unter anderem als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Innovationskolleg «Formale Modelle kognitiver Komplexität» sowie als wissenschaftlicher Assistent in der Abteilung Allgemeine Psychologie I. Seit 2005 war Klaus Oberauer an der University of Bristol Professor of Psychology.



Bettina Dennerlein

*Ordentliche Professorin für Gender Studies und Islamwissenschaft
Amtsantritt 01.03.2009*

Bettina Dennerlein, geb. 1963, studierte Islamwissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Publizistik und erlangte 1991 an der Freien Universität Berlin im Fach Islamwissenschaft den Magister Artium. Anschliessend arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am dortigen Institut für Islamwissenschaft, wo sie unter anderem auch für verschiedenste Lehrveranstaltungen verantwortlich war. Neben Lehrtätigkeiten an der Freien Universität Berlin sowie an der Universität Heidelberg arbeitete sie ab 2000 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Moderner Orient in Berlin. Seit 2007 war Bettina Dennerlein Professorin für Kultur und Geschichte der modernen arabischen Welt am Asien-Afrika-Institut der Universität Hamburg.



Huldrych Günthard

*Ausserordentlicher Professor für Klinische Infektiologie
Amtsantritt 01.02.2009*

Huldrych Günthard, geboren 1961, studierte an der Universität Zürich Medizin. Nach Abschluss des Studiums war er ab 1990 am Departement Innere Medizin des Universitätsspitals Zürich (USZ) und später am Stadtspital Triemli als Assistenzarzt tätig. Zwischen 1996 und 1999 absolvierte Huldrych Günthard ein Postdoctoral Research and Infectious Diseases Fellowship an der University of California San Diego, USA. Im Anschluss daran wechselte er an die Klinik für Infektionskrankheiten und Spitalhygiene des USZ, wo er zunächst als Oberarzt tätig war und wo er seit 2003 als Leitender Arzt wirkte. Seit 2006 war er Titularprofessor an der Universität Zürich.



Tristan Weddigen

*Ordentlicher Professor für Kunstgeschichte der Neuzeit
Amtsantritt 01.03.2009*

Tristan Weddigen, geboren 1969 in Bern, studierte Kunstgeschichte und Philosophie in Heidelberg, Rom, Cambridge und Berlin. Danach war er in Rom Stipendiat der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, des Max-Planck-Instituts für Kunstgeschichte und des Schweizerischen Instituts sowie als Dozent an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Luzern und an der ETH Zürich als Dozent tätig. Er promovierte 2002 an der TU Berlin über den Maler Raffael. Ab 2001 wirkte er als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Bern, wo er 2008 habilitierte. Seit 2008 war Tristan Weddigen an der Universität Lausanne im Rahmen einer SNF-Förderungsprofessur für Kunstgeschichte der Neuzeit engagiert, die nun an die Universität Zürich transferiert wird.

Für nur 1 Franken den ganzen Tag mobil telefonieren?

Ganz einfach. Mit Sunrise go dayflat.

Fixe Preise sind einfacher. Deshalb gibt's bei Sunrise jetzt **die erste Prepaid-Flatrate der Schweiz**. Mit Sunrise go dayflat telefonieren Sie ohne monatliche Grundgebühr rund um die Uhr sorglos für nur CHF 1.–* pro Tag ins Sunrise Mobilnetz und ins Schweizer Festnetz. Sie zahlen nur an den Tagen, an denen Sie telefonieren. Informieren Sie sich unter **www.sunrise.ch/godayflat**, im Sunrise center oder überall dort, wo es Sunrise gibt.

* Die Tagesgebühr von CHF 1.– bezieht sich auf den Zeitpunkt des ersten Anrufs bis um Mitternacht desselben Kalendertages. Zusätzlich verrechnet werden Anrufe in andere Schweizer Mobilnetze (45 Rp./Min.), Anrufe ins Ausland, Verbindungen, die Sie im Ausland herstellen sowie Anrufe auf Spezialnummern (z.B. 084x, 090x, 18xx), Mehrwertdienste, SMS und MMS.



Eine Liebe, ein Forschungsgebiet

Die einen vermeiden das Thema Wissenschaft zuhause, die andern tauschen auch privat Ideen aus. Wie ist es, als Paar nicht nur das Leben, sondern auch das Arbeitsgebiet zu teilen? Zwei Forscherehepaare erzählen.



«Am Anfang waren wir skeptisch.» Ehepaar Eva Freisinger und Roland Sigel.

Von Katja Rauch

Neben Roland Sigels Tür hängen immer noch die Babyfotos. «Ja, wir könnten einmal ein paar aktuellere aufhängen», meint Eva Freisinger lachend; immerhin ist der kleine Samuel inzwischen schon fast zwei Jahre alt.

Eine Chemie-Professorin und ein Chemie-Professor, verheiratet, mit Kind, am selben Institut und mit Büros, die nur vier Türen auseinander liegen – wie gut kann das gehen? «Am Anfang waren wir skeptisch», räumt Roland Sigel ein. Aber dann stellte sich heraus, dass die Nähe kein Problem ist. Im Gegenteil: «Wenn ich mich an der Universität über etwas aufrege, dann muss ich das nicht bis zum Abend aufsparen, sondern kann gleich mit Roland darüber reden», sagt Eva Freisinger. So lasse sich vieles sofort aus der Welt schaffen.

Auch über Forschungsthemen diskutiert das Paar kaum zuhause. Dafür sind die zweiwöchentlichen Gruppenmeetings im Institut für Anorganische Chemie da, wenn sowohl ihre als auch seine Mitarbeitenden dabei sind: «Hier sehen wir, was der andere gerade macht.» Aber was wäre bei einem Ehekonflikt? Würde der nicht in die Gruppe hineingetragen? Die Frage bringt die beiden Mittdreissiger zum Lachen. Wer sie so locker zusammen sieht, glaubt sofort, dass ihnen diese Thematik völlig fremd ist.

Allerdings betonen beide, wie wichtig für sie ein je eigenes Forschungsgebiet ist, denn sonst wäre womöglich die Konkurrenz

doch zu gross. Beide befassen sich zwar mit Metallen. Doch während Eva Freisinger erforscht, wie pflanzliche Proteine Schwermetalle binden, untersucht Roland Sigel, wie Metallionen mit Nukleinsäuren (RNA und DNA) wechselwirken. «Und Proteine und Nukleinsäuren sind doch zwei völlig verschiedene Dinge», erklärt der Professor.

Trotzdem sind die beiden Gebiete so nah verwandt, dass Dreiviertel der Fachkonferenzen in aller Welt sowohl von Sigel als auch von Freisinger besucht werden sollten – für ein Paar mit Kind nicht ganz einfach. Und dann all die Termine und Sitzungen abends, wenn die Krippe schon geschlossen ist. Da kann zwangsläufig nur einer von beiden teilnehmen. «Glaubst du, das wird eher von mir erwartet als von dir?», fragt Roland Sigel. «Oh ja», meint seine Frau. Die Gleichberechtigung sei noch keineswegs in allen Köpfen angekommen. «Aber», möchte sie wissen, «wird dann wenigstens nach mir gefragt?»

Gemeinsam ins Kondi

Für ein Forscherpaar ist es nach wie vor schwierig, zwei Stellen an der gleichen Universität zu finden. Sigel und Freisinger hatten Glück mit einer anfänglichen Forschungsprofessur beziehungsweise Oberassistentin an der Universität Zürich. Inzwischen hat Roland Sigel hier eine feste Professur erhalten und Eva Freisinger eine SNF-Förderungsprofessur. Somit hat das Paar nun vier Jahre Zeit, bis das Thema «Double Career» wieder akut wird. Und bis dahin wird man die bei-

den noch oft gemeinsam beim Mittagessen oder zusammen im Kondi sehen.

Keinen roten Teppich ausgelegt

Auch für die Psychosozialmediziner Barbara und Claus Buddeberg ist klar, dass zuerst jeder eine eigene berufliche Identität und einen eigenen Namen haben muss, bevor beide als Paar beruflich zusammenarbeiten können. Barbara Buddeberg hätte zum Beispiel nie das Feld der Sexualmedizin betreten, denn das ist das Gebiet ihres Mannes. «Aber ich verstehe etwas davon», sagt die Professorin, «ich diskutiere mit und gebe Anregungen.» Sie selbst hat zwei grosse Nationalfonds-Studien einerseits zu gestörtem Essverhalten bei Jugendlichen und andererseits zu Karriereverläufen von Ärztinnen und Ärzten durchgeführt.

Die «Double Career» war für das Ehepaar Buddeberg nie ein ausgelegter roter Teppich. Vor mehr als drei Jahrzehnten, als Barbara Buddeberg als Assistentin am Burghölzli zum ersten Mal schwanger wurde, hätten ihre Kolleginnen zum Beispiel sehr negativ reagiert: «Was mir da bloss einfallt!» Dann die Kinderphase mit der Arbeit als Teilzeit-Oberärztin: Ihre wissenschaftliche Karriere musste warten. Doch inzwischen sind die beiden Buddeberg-Kinder längst selbst gestandene Ärzte und Barbara Buddeberg arbeitet seit 1993 als Forscherin an der Abteilung Psychosoziale Medizin des Universitätsspitals mit.

Dass diese Abteilung von ihrem Mann geleitet wird, ist den beiden in der täglichen

Arbeit bewusst: «Man muss sich immer gegen den Vorwurf der Begünstigung verteidigen.» Um dem gleich den Wind aus den Segeln zu nehmen, richtete die Professorin ihren Schreibtisch am Anfang im Rohrpostbüro ein, dem kleinsten Raum des Hauses, «in dem man sich gerade einmal drehen konnte».

«Wir haben auch gelernt, dass wir als Ehepaar nicht nach aussen hin Harmonie verbreiten müssen», erklärt Claus Buddeberg. Er erlaube sich bei seiner Frau wesentlich mehr Kritik als anderen Mitarbeitenden gegenüber. Auf der anderen Seite sagt er aber auch: «Wenn ich Gefahr laufe, mich autoritär zu verhalten, weist sie mich darauf hin.» Und sollte die Diskussion einmal allzu heftig verlaufen, bittet Claus Buddeberg eine andere Mitarbeiterin, die Diskussionsleitung zu übernehmen.

Viele Forschungsideen kommen dem Ehepaar beim Wandern. «Das ist so schön, weil es ungeplant geschieht», erklärt Barbara Buddeberg. Man geht gemeinsam dahin, der eine hat einen Einfall und dann spinnt man ihn zusammen weiter. Hier erweist sich die gleichzeitige Lebens- und Arbeitsgemeinschaft als sehr kreativ. «Aber man muss sich auch abgrenzen können», sagt Claus Buddeberg. Er erinnert sich noch gut an seine Kindheit, als sich die Landarztpraxis seines Vaters immer mehr ins Familienleben hineingefressen habe. «So etwas ist uns zum Glück nie passiert.»

Katja Rauch ist Journalistin.



«Man muss sich auch abgrenzen können.» Barbara und Claus Buddeberg. (Bilder Frank Brüderli)

Studierendenbefragung des E-Learning Centers

Wie die Net-Generation elektronische Lehrmittel nutzt

Junge Menschen, die nach 1980 geboren wurden, haben nie ein Leben ohne Computer, Internet und Mobiltelefon kennengelernt. Sie sind mit diesen Technologien aufgewachsen und werden daher als Net Generation oder Digital Natives bezeichnet.

Diese Generation ist nun in den Universitäten angekommen. Es stellt sich die Frage, welche Konsequenzen dies für das Lehren und Lernen hat. Aus diesem Grund hat das E-Learning Center im Herbstsemester 2008 eine repräsentative Befragung bei Studierenden der Universität Zürich durchgeführt. Ziel war es, mehr über die

Ausstattung der Studierenden mit Informations- und Kommunikationstechnologie und über die Nutzung von elektronischen Lernangeboten zu erfahren.

Es zeigte sich, dass die Studierenden über eine moderne technische Infrastruktur verfügen. So besitzen 89 Prozent der Studierenden der UZH einen Laptop-Computer und 98 Prozent haben einen privaten Internetzugang. Damit sind nahezu alle Studierenden vernetzt und können auf Lernangebote aus dem Internet zugreifen.

Fast alle Studierenden (96 Prozent) gehen täglich ins Internet. Im privaten Bereich

stehen bei der Nutzung vor allem E-Mail, Social-Networking-Plattformen (z.B. Facebook) und Wikis (z.B. Wikipedia) im Mittelpunkt. Im Studium spielt vor allem OLAT als Lernplattform eine wichtige Rolle, die von fast allen Studierenden (95 Prozent) schon mal genutzt wurde. Viele Erfahrungen gibt es auch in der Nutzung von elektronischen Kursunterlagen, von Selbsttests und Übungen.

Diese Anwendungen bewerten die Studierenden auch als besonders wichtig. Von wachsender Bedeutung sind darüber hinaus Vorlesungsaufzeichnungen, die von über

der Hälfte der Studierenden als «wichtig» bis «sehr wichtig» bewertet wurden. Mit der Qualität des E-Learning-Angebots sind nahezu zwei Drittel der Studierenden «zufrieden».

Die Ergebnisse zeigen, dass ein Lernen ohne digitale Medien für den Grossteil der Studierenden kaum noch vorstellbar ist. Dabei werden die Angebote aus dem Internet ebenso genutzt wie die E-Learning-Angebote der Universität.

Matthias Robs, E-Learning Center

Details zur Studie unter: www.elc.uzh.ch

Schwimmend mit Bällen jonglieren

Was macht gute wissenschaftliche Texte aus? Und wie lernt man, sie zu schreiben? Gedanken und Erfahrungen einiger Persönlichkeiten, die an der UZH lehren oder lehrten – und ein Essay des Sprachwissenschaftlers Felix Steiner.

Von Felix Steiner

Die Leute im Raum wirken trotz ihres jugendlichen Alters etwas abgekämpft. Sie liegen in den letzten Zügen mit ihren Seminararbeiten. Auf meine Frage, was daran jetzt besonders herausfordernd für sie ist, bekomme ich sehr unterschiedliche Antworten – die sich in einem Punkt jedoch ähneln: Sie betonen die schriftstellerischen vor allen andern Problemen. «Ich wusste nicht recht, wie ich es auf Wissenschaftlich sagen muss», sagt eine Studentin und benennt damit ein typisches Frischlingsproblem.

Erstlingsarbeiten sind Schwimmübungen der besonderen Art. Man müsste es eigentlich schon können, bevor man ins Wasser geworfen wird. Und selbst wenn man es schon könnte, würde es schwierig bleiben; es ist, als ob man gleichzeitig schwimmen und Bälle in der Luft jonglieren müsste.

In den vergangenen Jahren wurden vermehrt Anstrengungen unternommen, wissenschaftliches Schreiben explizit zu lehren.

Am Anfang stand dabei die Einsicht, dass beim Schreiben einer Seminararbeit nicht nur wissenschaftliche Probleme im Vordergrund stehen. «Das Schwierigste schien mir, alles Provisorische und Vorläufige in meiner Arbeit immer wieder neu anzupassen», sagt eine Studentin. Sie versteht offenbar ihren Text als nicht versiegende Quelle für Alternativen und jeweils andere Lösungen. Damit wird deutlich, dass wissenschaftliches Schreiben nicht bloss im Aufschreiben besteht. Man füllt nicht einfach leere Blätter mit zuvor gefertigten Erkenntnissen. Man verfertigt Wissenschaft erst, indem man schreibend Problemlösungen Schritt für Schritt darstellt und dabei im Vor und Zurück der Festlegungen fortwährend neue Probleme entstehen sieht. Man brockt sich beim Schreiben Probleme ein, indem man welche löst. Es ist paradox: Wissenschaft tritt an mit dem Credo «Probleme sind methodengestützt lösbar». Bei der Darstellung in Textform wird man allerdings überrascht durch Erkenntnisse, die man erst durch die

reflexive Form der Darstellung gewonnen hat.

Es ist eine Binsenwahrheit, dass die eher technische Seite einer wissenschaftlichen Arbeit gelernt sein will, dass Normen des Zitierens und des Umgangs mit Fachliteratur zum Handwerk in allen Disziplinen dazugehören. Dass aber beim Schreiben im Lauf des Studiums vor allem Fertigkeiten geübt werden, die weit über das Handwerkliche hinausweisen, dass zum Beispiel gerade der Umgang mit der Überforderung durch Komplexität geübt und gelernt wird, gehört zu den weniger vertrauten Vorstellungen. Die Erfahrung mit studentischen Arbeiten zeigt: Was in Erstlingsarbeiten schief läuft, das läuft in Abschlussarbeiten meistens nicht mehr schief. Dazwischen wird viel gelernt, das meiste davon unbemerkt.

Das Ich-Tabu gebrochen

Der linguistisch beobachtbare Teil des Kompetenzerwerbs dreht sich im Wesentlichen um die entsprechenden Textsortenkon-

ventionen. Als Student begreift man zwar schnell, dass alle möglichen Konventionen zu befolgen sind, aber der Befehl zu ihrer Einhaltung ergeht sehr implizit und diffus. Die Darstellungsform bleibt damit auch ein Stück weit rätselhaft. Die Form lässt sich zwar imitieren, aber verstanden ist sie damit nicht. Und solange sie nicht verstanden ist, bleibt sie blosser Konformitätszwang.

Als besonders neuralgische Konvention empfinden viele Studierende das sogenannte Ich-Tabu. Warum, fragen sie sich, sollte in wissenschaftlichen Texten die Markierung der ersten Person vermieden werden? Wer überhaupt ist Autor-im-Text, wenn die Markierung der ersten Person verboten ist? Eine einfache Antwort fällt nicht leicht. Als Student erschien es mir naheliegend, das Tabu auszutesten, indem ich es brach. Ich schrieb eine Arbeit, die mir sehr mutig vorkam, weil ich sie so ich-haltig wie nur möglich formulierte. Als diese Arbeit dann

Lesen Sie weiter auf S. 9



Michael Hengartner, Molekularbiologe, Dekan MNF.



Angelika Linke, Professorin für Linguistik.



Christian Schwarzenegger, Professor für Strafrecht.

Auch Spass darf sein

Ich bemühe mich im eigenen Interesse darum, gut zu formulieren: Wer gut schreibt, wird eher wahrgenommen – ganz einfach.

Nichts hat mein Bewusstsein für den Stellenwert des wissenschaftlichen Schreibens so geschärft wie das Verfassen von Drittmittel-Anträgen, denn hier hat es schmerzhaft Konsequenzen, wenn deine Formulierungen unter dem Niveau deiner wissenschaftlichen Leistungen bleiben: Wenn du nicht überzeugst, erhältst du kein Geld für die Forschung, end of story.

Man muss beim Schreiben an die Leserinnen und Leser denken. Wissenschaft ist kompliziert genug, also musst du dem Publikum entgegenkommen und es ihm so einfach wie möglich machen. Ich weiss ja, wie ich mich selbst als Leser verhalte: Ich habe immer zu wenig Zeit, kann nie alles lesen, was ich sollte, und gehe daher sehr selektiv vor. Was knapp und klar formuliert ist, findet eher meine Aufmerksamkeit und prägt sich mir ein.

Bei Primärtexten sind präzise Wortwahl und ein logisch nachvollziehbarer Aufbau geboten. Bei Übersichtsartikeln erlaube ich mir hie und da schriftstellerische Freiheiten. Ich versuche ein bisschen zu unterhalten, suche nach Metaphern und Vergleichen. Warum sollte Humor nicht auch seinen Platz haben? Alle haben etwas davon, wenn der Text unterhaltsam geschrieben ist: Ich als Autor, weil ich dann mehr Leser finde; und die Leser, weil sie sich mit der Lektüre nicht quälen müssen. Es ist sicher kein Zufall, dass mein meistzitiertester Artikel der ist, der mir beim Schreiben selbst am meisten Spass gemacht hat.

Michael Hengartner (Aufzeichnung dwe)

Eleganz und Präzision

Wissenschaftliches Schreiben ist Arbeiten am Gedanken, deshalb ist es mit so viel Anstrengung verbunden. Ich sitze manchmal einen Tag an drei Sätzen. Zunehmende Erfahrung hilft da nicht. Man wird zwar sicherer im Urteil über wissenschaftliche Texte – aber die Mühsal, sie zu schreiben, wird dadurch nicht kleiner.

Wer das Ringen um die richtige Formulierung als Oberflächenpolitik versteht, verkennt, dass der Schreib- vom Erkenntnisprozess nicht zu trennen ist. Sinn für Ästhetik gehört für mich aber ebenfalls dazu: In der präzisen Eleganz gut geschriebener Texte kommt die Freude an der Wissenschaft zum Ausdruck, derentwegen wir sie ja betreiben.

Wenn wissenschaftliche Texte nicht elegant sind, sollten sie zumindest präzise und klar geschrieben sein. In Schweden gab es in den Siebzigerjahren die sogenannte «Klarspråk»-Bewegung: Personen im öffentlichen Dienst wurden dazu angehalten und ausgebildet, einfach und verständlich zu formulieren. Das Programm farbte auch auf die schwedische Wissenschaftssprache ab – durchaus zu ihrem Vorteil.

Wissenschaftlich schreiben zu lernen heisst auch, die Fachterminologie und die damit verbundenen Denkkonzepte der eigenen Disziplin beherrschen zu lernen. Zudem gelten in jedem Fach spezifische Muster der Textsorte «wissenschaftlicher Aufsatz». Solche Textsortennormen beherrschen zu lernen heisst aber nicht, dass man keinen eigenen Stil entwickeln könnte. Es ist eher die Voraussetzung dafür: Was man kann, kann man auch gezielt verändern oder gar durchbrechen. Angelika Linke (Aufzeichnung dwe)

Übersetzen sensibilisiert

Am Anfang meiner Laufbahn fehlte mir der Blick für die wichtigen Quellen und die richtige Gewichtung des Stoffes. Lernen musste ich auch, dass man nicht alle theoretischen oder methodologischen Grundlagen, die unter Fachleuten als bekannt vorausgesetzt werden können, nochmals zu vertiefen braucht.

Eine wichtige Wegmarke in meiner Schreib-Biografie war meine Zeit als Assistenzprofessor in Japan. Mit dortigen Kollegen zusammen übersetzte ich japanische Rechtstexte ins Deutsche und umgekehrt. Das schulte mein Sprachgefühl.

Vorbildhaft sind für mich der engagierte, klare Schreibstil von Franz v. Liszt (1851–1919) und die Schnörkellosigkeit von Carl Stooß (1849–1934), dem Begründer des Schweizer Strafrechts. Unter den zeitgenössischen Strafrechtsautoren gefallen mir Stefan Trechsel mit seinem Sprachwitz und Claus Roxin wegen seiner Ausgewogenheit.

Wieviel Mühe man auf einen Text verwenden soll, hängt vom Zweck ab. Bei Gebrauchstexten wie beispielsweise Lösungen von Strafrechtsfällen oder Gutachten, zählt auch der Zeitfaktor. Hier ist ein logisch strukturierter Text in sachlicher Sprache völlig ausreichend. Für Lehrbücher oder wissenschaftliche Aufsätze lohnt es sich, an der Sprache zu feilen.

Das Schreib-Niveau der Studierenden ist sehr unterschiedlich. Etwa zwanzig Prozent haben Mühe mit Satzlogik, Grammatik und Orthografie. Rekordhalter im Verstoß gegen Kommaregeln ist ein Student, der es schaffte, in einer 28-seitigen Hausarbeit 125 Fehler zu machen. Christian Schwarzenegger



Georg Kohler, Professor für Philosophie. (Bilder Frank Brüderli)



Peter von Matt, Professor emeritus für Neuere Deutsche Literatur.

Einen Helden erfinden

Erstens: Schreiben lernt man durchs Schreiben, also: schreib!

Zweitens: Schreib und lies! Soll heissen: Wähle Vorbilder; mehrere. Jede einseitige Diät ist ungesund.

Drittens: Wenn du oft geschrieben hast, dann darfst Du es manchmal «schreiben lassen»; ein, zwei Sätze formulieren und warten, bis «es» kommt. Funktioniert nur, wenn man schon über viele Ideen, Formulierungen und argumentative Topoi verfügt. Nichts für Anfänger also.

Viertens: Auch ein Profi muss sich das Anfängerherz bewahren. Was bedeutet, dass auch er die elementarste aller wissenschaftlichen Schreibregeln nie vergessen darf. Nämlich: Suche dein Grundproblem, das du lösen willst. Bearbeite es im Kopf, im Selbstgespräch, in der Diskussion mit anderen.

Dann: Entwirf eine Gliederung, deinen Gedanken-Gang. Anschliessend: Beginne – gesichert und orientiert von deinen Denkerfahrungen – mit dem Einfachen und Naheliegenden. Folge der Spur der Problemvorstellung und lass dich nicht davon beirren, dass diese gelegentlich verschwindet. Vertrau deiner Gliederung; sie hilft dir (fast immer) auf die Spur zurück.

Fünftens: Vergiss nicht – ohne gelegentliche Verzweigungsattacken hast du zu wenig riskiert. Und ohne Risiko kommt nichts Gutes zustande; nichts, was dich am Ende selber überrascht.

Sechstens: Gutes Schreiben ist stets anschaulich, bildhaft und vermag Gefühle zu wecken. Ergo: Finde Beispiele und stell dir vor, du müsstest dein Problem erzählen. Erfinde einen Helden, der seinen Plan hat, lernt, auf Regeln und Gesetze stösst, scheitert, nicht aufgibt – und am Ende das Rätsel löst, indem er dahinter ein nächstes entdeckt.

Schliesslich, siebtens (ganz wichtig): Nie aufhören, bevor man den Satz kennt, mit dem man morgen weiterfährt.

Georg Kohler

Fortsetzung von S. 8

ohne jeden Tadel durchging, hatte ich zwar verstanden, dass die Konvention nicht dem Korsett glich, das dazu diente, mir den wissenschaftlichen Atem zu rauben. Trotzdem blieb mir die Darstellungsform rätselhaft – offenbar war es nicht verboten, «ich» zu sagen, aber man tat es trotzdem nicht.

In den Schreibkursen, die ich für Studierende organisierte, habe ich das «Ich-Tabu» in eine Übung in sprachlicher Darstellung umgemünzt. Erster Schritt: Formuliere eine wissenschaftliche Aussage so, dass sie als vollkommen ich-haltige Aussage erscheint. Zweiter Schritt: Formuliere die gleiche Aussage so, dass sie völlig unabhängig von einer autorschaftlichen Instanz erscheint.

Wissenschaftliche Texte sind beides: Sie sind persönliche und unpersönliche Texte. Sie sind im argumentativen Duktus, im spezifischen Erkenntnisweg, den sie einschlagen, persönliche Texte. Und sie tendieren im Versuch, in der Argumentation intersubjektive Geltung zu erlangen, zu unpersönlichen Aussagen. Mit Blick auf die Genese des wissenschaftlichen Ichs war es für mich eine Art Erleuchtung gewesen, als ich naturwissenschaftliche Texte aus der Zeit um 1800 zu lesen begann. Das Wort «Wissenschaftler» ist ein Neologismus aus dieser Zeit. Die Disziplinen sind im deutschsprachigen Raum erst im Status nascendi. Wissenschaftliche Erkenntnis wird nicht als selbstverständliche Institution, sondern als immer wieder neu und individuell Errungenes aufgefasst. Die entsprechenden Texte sind in einem unglaublich unmittelbaren, vor Direktheit überschäumenden Stil formuliert.

Das Archaische dieser Wissenschaftstexte war mir gleichzeitig exotisch und vertraut. Sie erinnerten mich auch an die eigenen naiven Verstösse gegen das Ich-Tabu. Mit dem Hinweis auf die Konventionalität der Darstellung ist ihr Rätsel aber nicht gelüftet.

Der Eindruck einer unmittelbaren Anwesenheit des Autors in diesen Texten stellt sich nicht allein dadurch ein, dass die erste Person besonders intensiv markiert wird. Durch die ausführliche und explizite Darstellung von methodischem Verhalten und von Handlungen wie: Messen, Beobachten, aber auch: Fragen, Erklären, Demonstrieren, Beweisen, wird ein Bild von einem im Text handelnden Autor vermittelt.

Was eine gute Arbeit ausmacht

Ich fand es als Student irritierend, dass ich zwar nicht selten über die Frage, was denn eine gute Arbeit ausmache, mit Kolleginnen und Kollegen redete. Man fand diese oder jene Arbeit brilliant oder man lästerte über die weniger guten. Die Massstäbe aber, die man dabei anwendete, waren mehr oder weniger intuitive. War eine gute Arbeit eine, die möglichst aufregende Erkenntnisse bot oder war es eine, welche die Erkenntnis in eine überzeugende Ordnung brachte oder sie einfach brilliant formulierte?

Die Idee für einen Kurs zu «Wissenschaftlichem Schreiben» ging von dieser Beurteilungsproblematik aus. Die Erwartungen an die Texte müssen explizit werden. Dann kann man entsprechend versuchen, ihnen beim Schreiben gerecht zu werden.

Die Probleme, die Studierende beim Schreiben haben, sind häufig banaler, als man denkt. Ich weiss zwar, dass etwas vom Wich-

Zwischendurch vors Volk

Zum Härtesten beim Schreiben gehört die Vereinfachung. Man kann leider gar nicht schreiben, ohne syntaktisch auszufern, Wörter zu reihen, Nebensätze an Nebensätze zu hängen. Dann muss gestrichen, gestrafft, der Text gejätet werden. Das tut weh. Man ächzt. Aber nur so wird man auf Anhieb verstanden. Natürlich betrifft dies nicht nur das wissenschaftliche Schreiben, aber hier sind die erwähnten Gefahren am grössten.

Vorbilder sind Freud, Nietzsche, Schopenhauer. Sie konnten über das Schwierigste in lapidarer Klarheit schreiben, mit unheimlich starker Strömung der Sätze und plötzlichem Funkeln.

Ich habe am Theorieschub der 70er-Jahre teilgenommen und mich stark mit Literaturwissenschaft und Psychoanalyse befasst. Anfangs der 80er-Jahre merkte ich, wie rasch eine Theoriesprache altern kann. Die effektivsten Begriffe werden am raschesten ranzig. Dem wollte ich entfliehen. Ich war nun Ordinarius, hatte keine Kommissionen mehr im Nacken. Da beschloss ich, ein Buch zu schreiben, das leicht und deutlich wäre. Ich merkte dabei, dass eine komplizierte Terminologie auch ein Schutz sein kann. Sie erschwert Einwände und Widerspruch. Wenn jeder jeden Satz versteht, ist man viel exponierter. Das muss aber riskiert werden. Obwohl man sich abschätzige Signale einhandelt.

Wenn man das Ziel kennt, kann man auf das Schreiben nie zu viel Mühe verwenden. Es gibt aber eine grosse Gefahr. Mit der Zeit ist einem der eigene Text so vertraut, dass man ihn nur noch banal findet. Dann fängt man an, ihn tiefer und wissenschaftlicher zu machen. Und findet ihn bald auch so wieder banal. Und setzt nochmals an. So entstehen Schreibtischtragödien.

Wissenschaftsprosa ist kein eindeutiger Begriff. Für Fachgenossen schreibt man anders als für eine weitere Öffentlichkeit. Hier beginnt ein neues Problem, vor allem für die Geisteswissenschaften. Wenn diese nur für die Fachgenossen schreiben, sägen sie am Ast, auf dem sie sitzen. Die Geisteswissenschaften müssen zwischendurch vors Volk. Dieses bezahlt, und will etwas haben davon. Und es ist so intelligent wie die Fachgenossen.

Peter von Matt

tigsten in meinem Text der rote Faden ist, aber wie bringe ich den in meinen Text rein? Die Antwort auf textproduktionsorientierte Fragen wie diese sind unmittelbar mit dem «impliziten Autor» im wissenschaftlichen Text verknüpft. Die Indizierung von Ordnung entsteht durch Thematisierungen des Textes, die als Entscheidungshandlungen des Autors vorgeführt werden – in Form von Phrasen wie: «im Folgenden sind drei Aspekte zu unterscheiden», «zusammenfassend kann man sagen». Was aber für die Entscheidungshandlungen gilt, das gilt auch für andere Handlungen wie Nachdenken, Lesen, Zusammenfassen, Experimentieren, Beobachten, Modellbilden, Argumentieren, Erklären oder Schlussfolgern. Solche Handlungen müssen im Text explizit zum Ausdruck gebracht werden. Die Formulierungen, in denen dies geschieht, sind nicht fachsprachenspezifisch – sie gehören zur wissenschaftlichen Standardsprache.

Hochstapler-Skandale

Um zurückzukommen auf die Textqualität: Wer fähig ist, die domänentypischen Handlungen im wissenschaftlichen Text in wissenschaftlicher Standardsprache aufzuführen und dabei schrittweise ein «Forschungsproblem zu lösen», eine «Frage zu beantworten» oder eine «Hypothese zu bestätigen», schreibt einen, wenn auch nicht zwingend brillanten, so zumindest akzeptablen Text. Möglicherweise führt allerdings die konventionelle Form des Textes auch dazu, dass wissenschaftliche Aussagen schneller akzeptiert werden, als sie sollten. Das zeigen Experimente mit Parodien von wissenschaftlichen Texten. Etwa jenes Ex-

periment, das 1970 an der University of Southern California durchgeführt wurde und als «Dr.-Fox-Effekt» Bekanntheit erlangte. Fox war ein von den Wissenschaftlern engagierter Schauspieler, der vor einem Expertengremium einen klug klingenden Nonsense-Vortrag hielt, von dessen inhaltlicher Plausibilität die Anwesenden unisono überzeugt waren.

Wie zentral die konventionelle Textform für die Akzeptanz eines wissenschaftlichen Beitrags ist, zeigen auch Hochstapler-Skandale wie jener jüngst bekannt gewordene um den Ägypter El Naschie, der obwohl selbst nicht Physiker, jahrelang eine Fachzeitschrift mit Namen «Chaos, Solitons and Fractals» im renommierten Elsevier-Verlag herausgegeben und dort eifrig zu Themen der theoretischen Physik publiziert hatte.

Bei allen Bemühungen, wissenschaftliches Schreiben zu lehren, darf also nicht der Eindruck entstehen, es gehe darum, Darstellung als blosse Hohlform zu trainieren. Wissenschaftlich Schreiben bleibt schwierig, selbst wenn mans kann.

Felix Steiner führte bis 2003 am Deutschen Seminar der UZH die Lehrveranstaltung «Wissenschaftliches Schreiben» durch, heute unterrichtet er an der Zürcher Hochschule Winterthur. Seine Dissertation «Dargestellte Autorschaft: Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten» erscheint diese Tage in der Reihe Germanistische Linguistik.

Kurs- und Beratungsangebote zum wissenschaftlichen Schreiben an der UZH unter: www.ueberfachliche-kompetenzen.uzh.ch/schreiben/angeboteUZH.html

Festivals 2009 – Groovige Beats inklusive.

Mit RailAway bis zu 20% ermässigt in den Festivalssommer! Hol dir dein ermässigt Kombi-Billett am Bahnhof oder beim Rail Service 0900 300 300 (CHF 1.19/Min.). Infos unter www.railaway.ch. Übrigens: die grösste Auswahl an Eventtickets erhältst du ebenfalls am Bahnhof.

Nimm am Online-Wettbewerb teil und gewinne Festivaltickets! Mitmachen unter www.railaway.ch/unijournal, Code «festivals2009»



 SBB CFF FFS

Die Buchhandlung Deines Lebens!

Egal ob Bachelor, Master oder Doktorandin –
Huber & Lang hält Dir die Treue!

- ♥ attraktives Angebot an Studienliteratur und grösste Auswahl an Fachliteratur
- ♥ zentrale Lage in Zürich (am Stadelhofen und bei der Sihlpost) und Bern (bei der Schanzenpost)

www.huberlang.com

10%
Studirabatt
auf jedem Einkauf*

* Studentenrabatt: nur gültig gegen Vorweis einer Schweizer-Legi (Hochschule, ETH oder Fachhochschule). Kein Rabatt auf Aboprodukte

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST FÜR FACHINFORMATION

swiss
business
school
S B S

Let us guide you to success



SBS Swiss Business School
Balz Zimmermannstrasse 38 Building C
8058 Zurich Airport
Tel:+41(0) 44 880 00 88 Fax:+41 (0) 44 274 27 65
info@sbs.edu

DBA

EMBA

MBA

BBA

www.sbs.edu

Die Wissenschaft spricht Englisch

Die Universität Zürich beging am 25. April ihre 176. Jahresfeier. Sechs Personen erhielten die Ehrendoktor-Würde, mehrere Preise wurden vergeben. Rektor Andreas Fischer widmete seine Rede zum Dies academicus dem Thema Englisch als Lingua Franca.



Rektor Andreas Fischer im Kreis der Ehrendoktoren. Von links: Stephen J. O'Brien, Hans Vontobel (Ständiger Ehrengast), Peter B. Machinist, Rektor Andreas Fischer, Jean-Laurent Casanova, Jochen Greven, Paul Brenzikofer, Gilles Lavigne. (Bild fb)

Die Rolle des Englischen als Welt- und Wissenschaftssprache war Thema der Dies-Rede von Rektor Andreas Fischer. In einem historischen Rückblick zeichnete er nach, wie das Englische im Laufe der Jahrhunderte andere wichtige europäische Sprachen aus der Rolle der Lingua franca verdrängte. Im Vergleich mit dem Lateinischen, das in der nachrömischen Zeit eine reine Gelehrtensprache gewesen sei, liege die Stärke des Englischen als heutiger Wissenschaftssprache darin, dass es Erst- und Zweitsprache von vielen Millionen Menschen sei.

Für eine Schwächung oder Relativierung der Stellung des Englischen als Wissenschaftssprache sieht Fischer keine Anzeichen, zu gross seien in einer globalisierten Welt die Vorteile einer «von sehr vielen Menschen verstandenen, beinahe universalen Wissenschaftssprache». Eine solche Lingua franca sei heute ungleich wichtiger als etwa im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts, das von der Idee des Nationalen geprägt gewesen sei.

Fischer machte auch darauf aufmerksam, dass die Dominanz des Englischen Konsequenzen für andere Sprachen wie Deutsch, Französisch oder Italienisch habe, die sich als Wissenschaftssprachen kaum mehr weiterentwickeln könnten. Englischsprachige Universitäten seien im Vorteil – etwa im Wettbewerb um Studierende. «Wollen kontinentaleuropäische Universitäten in diesem Markt agieren, müssen auch sie mindestens einen Teil der Lehre auf Englisch anbieten», konstatierte Fischer.

Im Rahmen der Feier wurde folgenden Personen die Ehrendoktorwürde verliehen:

Prof. Dr. **Peter B. Machinist** in Anerkennung seiner grossen Verdienste um die Erforschung der Hebräischen Bibel und der altorientalischen Religions- und Kulturgeschichte und seines Einsatzes für eine Grenzen überschreitende wissenschaftliche Kommunikation und Kooperation.

Paul Brenzikofer in Anerkennung des langjährigen wissenschaftlichen und praktischen Engagements für die Reform des Strafvollzugs, des Strafrechts und der Kriminalpolitik, seiner Pioniertätigkeit im In- und Ausland und seiner Gabe, Theorien erfolgreich in die Strafvollzugspraxis umzusetzen.

Prof. Dr. **Gilles Lavigne** in Anerkennung seiner fundamentalen Beiträge zur Klärung der Zusammenhänge zwischen Schlaf-Wach-Zyklus, Schmerzen und Bewegungsstörungen im Bereich des Kauapparates. Insbesondere die Erforschung der Neurobiologie des Bruxismus hat durch seine Arbeiten wesentliche neue Impulse erfahren, was zu neuen diagnostischen und therapeutischen Strategien geführt hat.

Prof. Dr. **Jean-Laurent Casanova** in Anerkennung seiner hervorragenden Arbeiten auf dem Gebiet der genetischen Diagnose und Therapie bei Kindern mit erhöhter Infektanfälligkeit und der seit vielen Jahren engen und freundschaftlich geprägten Verbindung zur UZH.

Dr. **Stephen J. O'Brien** in Anerkennung seiner grossen Verdienste auf dem Gebiet der Genetik und ihrer Bedeutung bei Erkrankungen bei Mensch und Tier, insbesondere bei Feliden. Seine Arbeiten stellen Meilensteine dar und beeinflussten nachhaltig die Forschung in den Gebieten der Genetik, der Infektiologie und Zoologie.

Dr. **Jochen Greven** in Anerkennung seiner grossen Verdienste um die Wiederentdeckung des Schweizer Dichters Robert Walser. Mit der Edition des Gesamtwerks und einem unermüdlichen publizistischen Wirken begründete und beförderte er die inzwischen weltweite Geltung Robert Walsers als eines der wichtigsten Autoren der klassischen Moderne.

Die Erweiterte Universitätsleitung ernannte Herrn Dr. **Hans Vontobel** in Anerkennung seiner grossen Verdienste, die er sich mit seiner Grosszügigkeit und seinem Engagement für das Gemeinwohl und die universitäre Forschung, insbesondere auf den Gebieten der Krebs-, der Alters- und der Altersforschung wie auch im Bereich Finance, erworben hat, zum Ständigen Ehrengast der Universität Zürich.

Jahrespreise wurden im Auftrag der Fakultäten folgenden Personen überreicht:

Theologische Fakultät: **Christian Moser**. Seine Dissertation zu Heinrich Bullingers Reformationsgeschichtsschreibung setzt neue Massstäbe für künftige Bullinger-Studien und bereichert gleichzeitig die gesamte Reformationsforschung.

Rechtswissenschaftliche Fakultät: **Stefan Schürer**. Er entwickelt in seiner Dissertation eine «verfassungsgemässe Theorie historischer Gerechtigkeit», welche den Menschen in den Mittelpunkt stellt und die offizielle Geschichtsschreibung, die den Staat zum Verwalter einer historischen Wahrheit werden lässt, in die verfassungsrechtlichen Schranken weist.

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät: Dr. **Beat Fluri**. In seiner Dissertation de-

finiert er eine neue Technik zur retrospektiven Analyse von Software-Änderungen. Mit dieser Technik wird es erstmals möglich, fehlerhafte Software-Teile mit historisierten Programm-Änderungen abzugleichen und konkrete Vorschläge zur Fehlervermeidung in der Programmierung anzuführen.

Vetsuisse-Fakultät: Dr. **Silke Ruhl**. In ihrer Doktorarbeit identifiziert sie erstmals das Bakterium Parachlamydia als Abortursache beim Rind. Damit gelingt es ihr, einen grossen Anteil der bislang unbestimmten Abortursachen aufzuklären.

Philosophische Fakultät: Dr. **Jana Nikitin** für ihre sowohl theoretisch als auch methodisch äusserst anspruchsvolle und kreative Dissertation, in der sie die Wichtigkeit einer gleichzeitigen Betrachtung der sozialen Annäherungs- und Vermeidungsmotivation für das Verständnis kognitiver und verhaltensbezogener Prozesse in sozialen Situationen belegt.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät: **Ricarda J.C. Hilf**. In zwei wissenschaftlichen Arbeiten zeigt sie die detaillierte Raumstruktur von petameren ligandengesteuerten Ionenkanälen auf und erklärt ihren Öffnungsmechanismus. Die Resultate sind Lehrbuchmaterial und Grundlage weiterer Entwicklungen.

Weitere Auszeichnungen gingen an folgende Personen:

Dr. med. **Daniel Barthelmes**, Assistenzarzt an der Augenklinik des Universitätsspitals Zürich, erhielt für seinen geplanten Forschungsaufenthalt am Sydney Eye Hospital das Forschungsstipendium 2009 der Walter und Gertrud Siegenthaler Stiftung. Er wird dort erforschen, inwieweit retinale Gefässe, die im Rahmen des Diabetes mellitus geschädigt wurden, mithilfe von Stammzellen des Knochenmarks zu reparieren sind.

PD Dr. med. et. phil. **Daniel Konrad**, Oberarzt in der Abteilung Pädiatrische Endokrinologie und Diabetologie am Kinderspital Zürich, erhielt den Wissenschaftspreis 2008 der Walter und Gertrud Siegenthaler Stiftung in Anerkennung seiner Arbeit «Entstehung der Adipositas-assoziierten Insulinresistenz im Fettgewebe».

Prof. Dr. **Brigitte Tag**, Ordinaria für Strafrecht, Strafprozessrecht und Medizinrecht, erhielt den Credit Suisse Award for Best Teaching (Bericht auf Seite 3 in diesem unijournal). Der Linguist PD Dr. **Guido Seiler** wurde mit dem UBS-Habilitationspreis ausgezeichnet (Artikel unten).

Kommunikation

Linguist Guido Seiler erhält den UBS-Habilitationspreis

Den verborgenen Gesetzen des Dialekt- und Sprachwandels auf der Spur



Guido Seiler. (Bild Frank Brüderli)

Meine kumulative Habilitation beschäftigt sich mit dem sprachwissenschaftlichen Thema «Variation und Wandel unter grammatiktheoretischer Perspektive». Sprachvariation und -wandel sind die traditionellen Domänen der Sprachgeschichtsforschung und Dialektologie. Diese Disziplinen haben nur relativ wenig Kenntnis von Fragestellungen und Methoden der modernen theoretischen Linguistik genommen. In meinen Arbeiten versuche ich einerseits zu zeigen, dass Phänomene der mikroskopischen Dialektvariation und des Wandels ein hochauflösendes Instrument zur Ermittlung der allgemeinen Prinzipien sprachlichen Strukturaufbaus bilden, da sie eine Art Laboratorium dar-

stellen, in welchem Hypothesen der theoretischen Linguistik getestet werden können. Beispielsweise ist die Konkurrenz zwischen zwei oder mehreren syntaktischen Varianten traditionell als Symptom für Wandel, der gerade in Gang ist, interpretiert worden, wobei man sich Ausgangs- und Zielstadium des Wandels als variantenfreie Grammatiken vorstellt. Die genauere Analyse von Phänomenen der Dialektvariation suggeriert nun aber, dass Variantenkonkurrenz vielmehr den Normalzustand einer Grammatik darstellt. Andererseits stellt die moderne theoretische Linguistik Analyseinstrumente zur Verfügung, mittels welcher die hinter den Einzelfakten verborgenen Regularitäten

leichter isoliert werden können. Zum Beispiel lässt die Anwendung neuerer Silbentheorien den Schluss zu, dass es in keiner Varietät des Hochdeutschen (Ober- und Mitteldeutsch) einen relevanten Kontrast zwischen stimmhaften versus stimmlosen Konsonanten gibt oder gegeben hat, ausser in der Standardsprache, die hier mit dem Niederdeutschen übereinstimmt. Ich hoffe, dass meine Untersuchungen dazu beitragen, besser zu verstehen, aus welchen allgemeinen Prinzipien die Strukturregularitäten von Einzelsprachen hergeleitet werden können und nach welchen grundlegenden Mechanismen sich Sprachen verändern können.

Guido Seiler

MASTER IN JOURNALISM.

Einzigartig in der Schweiz – der Professional Master in Journalism. Die Kooperation zwischen MAZ, der Hamburg Media School und dem Institut für Journalistik der Uni Hamburg öffnet das Tor zum internationalen Markt und zu einer der führenden Medienstädte Europas. In dem praxisnahen Studiengang trainieren Hochschulabsolventen die Kunstgriffe des Handwerks in Hamburg und Luzern. Sie schreiben und recherchieren, sie produzieren Radio- und Fernsehbeiträge und realisieren Crossmedia-Projekte. Sie profitieren von den neusten Erkenntnissen der Journalismusforschung. Begleitet von in- und ausländischen Medienprofis und Wissenschaftlern, getragen von Verlegern und Verbänden, von SRG und namhaften deutschen Medienunternehmen.

maz

DIE SCHWEIZER JOURNALISTENSCHULE

Murbacherstrasse 3, 6003 Luzern, 041 226 33 33
office@maz.ch, www.maz.ch

linguista SPRACHAUFENTHALTE

Ferien-, Intensiv-, oder Examenkurse
10 Sprachen in über 30 Ländern
Gratis Beratung beim Spezialisten:

Linguista
Weinbergstr. 22
8001 Zürich
Tel. 044-260 50 90



REISEGARANTIE

www.linguista.ch

www.praktikum.ch

Praktikas, Sozialeinsätze,
Demi-Pair im Ausland
www.praktikum.ch

OPEN SKY Eine musikalische Klima-Debatte

Lust an einem Drehbuch mitzuarbeiten – und erst noch für ein Musiktheater?
Du hast vielleicht keine Erfahrung darin, Szenen zu entwerfen und Songtexte zu schreiben – das macht nichts!
Das Klima ist unser Thema und dabei besonders der Zusammenhang von zwischenmenschlichen, gesellschaftlichen Atmosphären und der globalen klimatischen Situation.
Und für einmal geht es um ein sinnlich erfahrbares und experimentelles Spektakel aus Tanz, Musik und Bildern!

Gelegenheit für mehr Infos bei der Schlusspräsentation des Dossiers zum Thema Klima:

Donnerstag, 14. Mai 2009, 18.15 Uhr,
Studierendenfoyer, Hirschengraben 7, 8001 Zürich

Anmeldung bis: Freitag, 29. Mai 2009

Informationen: Friederike Osthof, 044 258 92 90,
friederike.osthof@zh.ref.ch, www.hochschulforum.ch

HOCHSCHULE
Forum

der reformierten Kirche Zürich

n|w

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit



Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert
forschungsbasiert
international

In Kooperation mit der Fachhochschule Freiburg im Breisgau und der Universität Basel bietet die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW ein konsekutives Master-Studium an.

Studienbeginn ist Mitte September 2009; Vollzeit (3 Semester) und Teilzeit (4-6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.00

Haben Sie einen universitären Bachelorabschluss in einer geistes- oder sozialwissenschaftlichen Disziplin und sehen sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und Sozialpolitik?

Dann informieren Sie sich unter:
masterstudium.sozialearbeit@fhnw.ch | Tel. +41 (0)848 821 011 |
www.masterstudium-sozialearbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit |
Riggenbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialearbeit

TERPSICHORE

Tanzclub für Studierende

Tango im bQm



Jeden Sonntag Elektrotango 14-15.30,
Practica 15.30-17.30. Regelmässig
Elektrotango-Workshops und Tango-
Anfängerkurse. Solo oder Paar.
Infos/Anmeldung: www.terpsichore.ch

SOGLIO, BERGELL, CASA PELE.

Wochenweise zu vermieten
Haus für bis zu acht Personen.
Stube, Küche, 2 Duschen,
2 WC, ein Bad, Waschmaschine,
drei Schlafzimmer.
Fr. 120.– pro Tag plus
Fr. 150.– für die Schlussreinigung.

Tel.: 071 994 90 50, Fax 51
Mail: soglio@bluewin.ch
Riccardo Bischof, Postfach 258,
9650 Nesslau



Viva Italia Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typischen Spezialitäten, wie man sie normalerweise nur in Italien genießt: Unsere hervorragenden Pizzas, hergestellt nach Originalrezepten des Pizza-Weltmeisters und ausgezeichnet mit dem Gütesiegel «Napoletanische Qualitätspizza DOC», unsere hausgemachten Teigwaren, erlesenen Fleisch- und Fischgerichte sowie feinen Dolci werden Sie ebenso begeistern wie unser freundlicher Service und südländisches Ambiente. «Buon appetito!»



SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte
essen gegen Vorweisung ihrer Legi 15 Prozent günstiger.
Gilt auch für eine Begleitperson!

Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

Ristorante FRA/CATI

Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043/443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO

Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044/261 01 17
Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044/240 20 40
Winterthur, Marktstrasse 45, Tel. 052/213 02 27
Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044/830 65 36
Uster, Poststrasse 20, Tel. 044/940 18 48
Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044/740 14 18

www.molino.ch

www.spatz.ch



Draussen zählt nur das Beste

Über 60 Zeltmodelle
(Ganzjahresausstellung!),
Schlafsäcke, Matten,
Rucksäcke, Velotaschen,
Outdoorbekleidung,
Campingzubehör...

**10% Studenten
Rabatt**

bei Ihrem nächsten Einkauf
bei SPATZ Camping Zürich
Mindesteinkauf Fr. 50.-, Gültig bis 30.09.09.

SPATZ Camping
Trekking
Die Camping- und Trekking-Profis

Hedwigstrasse 25
CH-8032 Zürich
Tel. 044 383 38 38
www.spatz.ch

Grosse Un(i)bekannte

Die Wagemutige

Man fühlt sich rasch willkommen bei dieser Frau mit dem strahlenden Gesicht und der lebhaften Gestik: Elham Manea, 43, Lehrbeauftragte am Institut für Politikwissenschaft und Pendlerin zwischen den Kulturen. Geboren in Kairo als Tochter eines jemenitischen Diplomaten und einer Ägypterin mit jemenitischen Wurzeln.

Und eine mutige Frau. «Ich will nicht mehr schweigen», heisst ihr soeben erschienen Buch. Darin spricht sie sich unmissverständlich gegen eine falsch verstandene Toleranz gegenüber dem politischen Islam aus und für eine Reform in Richtung eines humanistischen Islams.

Geschwiegen hatte Elham Manea schon vorher nicht. Es war 1997. Ihre Mutter hatte, einmal mehr, einen psychischen Zusammenbruch erlitten – sie, die in den 1960er-Jahren als erste Frau im Jemen Auto gefahren war und den Schleier abgelegt hatte, musste sich nach ihrer Verheiratung auf die Rolle der Mutter und Diplomatingattin beschränken. «Als wir Kinder aus dem Haus waren», sagt Elham Manea, «verlor meine Mutter das Zentrum ihres Lebens; sie realisierte, dass sie ihre Träume nie würde verwirklichen können.» Und dann sei die Krankheit gekommen.

Die eigenen Träume leben

Elham Manea hat sich die Geschichte ihrer Mutter buchstäblich von der Seele geschrieben. «Ich spuckte», sagt sie, «Feuer und Wut, denn die Geschichte meiner Mutter ist auch die Geschichte der arabischen Gesellschaft.» Einer Gesellschaft, die unfähig sei, ihre Geschehnisse in die eigenen Hände zu nehmen. «Echo des Schmerzes» erschien 2005 bei der libanesischen Verlegerin Dar al-Saqi. Und erregte sofort den Zorn einiger Imame.

«Eines der Kernprobleme», sagt Elham Manea, «ist, dass wir immer noch insistieren, der Koran sei Gottes Wort.» Doch der Islam brauche eine Reform. In ihrem «Tagebuch einer arabischen Frau» – publiziert 2005 auf der liberalen Website «Middle East Transparent» – beschrieb sie das Konzept eines humanistischen Islams: Wahlfreiheit der Religion, Rationalität bei der Auslegung des Korans, die Aufhebung von Denkverboten und somit auch gleiche Rechte für Frauen und Männer.

Für ein westliches Publikum liest sich das leicht, doch Elham Manea spürte beim Schreiben fast körperlich, wie stark auch sie die Denkverbote verinnerlicht hatte: «Wir Intellektuellen fühlen uns in der Falle und haben Angst, unsere Annahmen zu logischen



Elham Manea, Politikwissenschaftlerin mit jemenitischen Wurzeln. (Bild fb)

Schlussfolgerungen zu führen, weil wir nur allzu gut wissen, dass Menschen, die dies versucht hatten, verfolgt oder gar umgebracht wurden.» Woher also nimmt sie ihren Mut? Vieles habe sie ihrem Vater zu verdanken: «Er hat immer gesagt: Elham: Lebe deine Träume!» Es sei ihm dann aber nicht leicht gefallen, zu akzeptieren, dass seine Tochter nicht nur die Uni fertig machte, sondern auch arbeiten wollte.

Als Diplomantentochter ist Elham Manea in unterschiedlichsten arabischen Ländern aufgewachsen und erlebte, dass es neben dem dogmatischen auch einen menschlich-alltäglichen Islam gibt. Am nachhaltigsten beeindruckten sie der Jemen und ihr Studienaufenthalt in den USA – zwei Extreme. «Im Jemen mit seinem archaischen System hängen die Entwicklungschancen eines Mädchens vom guten Willen der männlichen Verwandten ab – der Staat schützt die Frauenrechte nicht.»

Zweite prägende Erfahrung war ihr zweijähriger Aufenthalt im International Student House in Washington. Fünfundachtzig junge Leute aus zweiunddreissig Ländern und Kulturen lebten dort

zusammen. «Das», sagt sie mit leuchtenden Augen, «zeigte mir, dass das Zusammenleben funktionieren kann – allerdings nur, wenn nicht alles erlaubt ist. Sonst entstehen Parallelgesellschaften.»

Seit vierzehn Jahren lebt Elham Manea nun in Bern und pendelt an die Universität Zürich. So lange wie in Bern habe sie noch nirgends gewohnt. «Und immer in der gleichen Strasse», fügt sie lachend hinzu. Eigentlich sei sie eine globale Nominadin, doch Bern sei etwas Besonderes. Hier lebt sie mit ihrem Schweizer Mann und ihrer neunjährigen Tochter. «Hier kann ich atmen, kann denken wie ich will und schreiben wie ich will.»

Hoffnung für die Frauen

Manchmal ärgert sie sich indes über Dinge, die in diesem Land geschehen. Dass viele Europäer «den Muslimen» seit den Anschlägen vom 11. September 2001 misstrauen, bekommt Elham Manea immer wieder zu spüren. «Es wird vieles in einen Topf geworfen», sagt sie. Auch deshalb will sie nicht länger schweigen. Viel wichtiger als die ihrer Meinung nach unsachlich geführte Debatte über das Minarettverbot fände sie eine Diskussion über die Rolle des politischen Islam: «Die Frage ist: wie schützen wir uns davor?» Eine Massnahme sei zum Beispiel, nach der Herkunft des Geldes für neue Moscheen zu fragen, denn wer zahle, bestimme auch, welcher Islam gelehrt werde. Man könnte also, schlägt sie vor, per Volksabstimmung verbieten, dass Geld aus dem Ausland fliesst und so sicherstellen, dass die islamischen Gemeinschaften ihre Moscheen mit eigenen Mitteln finanzieren.

Auf Elham Maneas Zürcher Schreibtisch stapeln sich die Papiere. Sie ist daran, ihre Habilitation über Frauenrechte im islamischen Raum abzuschliessen. Ihre Feldstudien im Jemen, Syrien und Kuwait seien wie ein Puzzle gewesen. Mit der Zeit habe sie dann Konstellationen entdeckt, die aufzeigen, warum viele arabische Länder ihre Gesetzgebung modernisieren, die Familiengesetze hingegen nicht antasten.

«Wenn man diese Prozesse besser versteht», sagt sie, «gibt es Hoffnung für die Frauen.» Nicht zuletzt dank mutigen Wissenschaftlerinnen wie Elham Manea.

Paula Lanfranconi, Journalistin

Elham Manea: Ich will nicht mehr schweigen. Der Islam, der Westen und die Menschenrechte. Herder, 2009, 200 Seiten

Alexander Nydegger, neuer Arbeitsmediziner an der UZH

Gesundheit und Sicherheit an universitären Arbeitsplätzen



Alexander Nydegger (rechts). (Bild fb)

ziehen. Falls Sie es wünschen, steht Ihnen dabei Dr. med. Alexander Nydegger beratend zur Seite. Er bekleidet im Nebenamt die vor kurzem neu geschaffene Stelle eines Arbeitsmediziners bei der Abteilung Sicherheit und Umwelt der UZH. Hauptberuflich ist er Oberarzt für Rheumatologie am Universitätsspital.

Freundlicherweise anbot sich Alexander Nydegger, auch meinen Arbeitsplatz zu begutachten. Dabei stellte er zum Beispiel meinen Computerbildschirm auf die optimale Höhe ein (Oberkante knapp unterhalb der Augenhöhe) und machte mich auf diverse Qualitäten meines Bürostuhles aufmerksam, die mir bisher verborgen geblieben waren: Beispielsweise die Kippfunktion der Rückenlehne, welche «dynamisches Sitzen» ermöglicht.

Für Bewegungsfreiheit sorgen

Der Büroarbeitsplatz, so die ergonomische Grundregel, sollte so eingerichtet sein, dass die Körperposition ständig variiert werden kann. Auf diese Weise verhindert man Versteifungen. Auf und unter dem Schreibtisch sollten sich keine Gegenstände befinden, welche die Bewegungsfreiheit einschränken. Sitzbälle? Nydegger hält sie nur dann für ratsam, wenn sie abwechselnd mit einem Stuhl Verwendung finden. Er empfiehlt aber, bei

längeren Schreibtischarbeiten kleine Dehnungsübungen einzuschleiben.

Hauptaufgabe der Arbeitsmedizin ist die Prävention von Berufsunfällen und Berufskrankheiten. Nydeggers besonderes Augenmerk gilt dabei Risikobereichen wie etwa Laboratorien mit Infektions-, Gift- oder Strahlungsgefahr. Bei Arbeitsplatzbeurteilungen, welche von der Abteilung Sicherheit und Umwelt systematisch durchgeführt werden, unterstützt er die Arbeitshygienikerin Annette Hofmann im Hinblick auf die Gefährdungsermittlung und Massnahmenplanung. Dazu gehören etwa das Formulieren von Impfpflichtungen und die Durchführung von Impfkationen (in Zusammenarbeit mit universitären Kliniken und Instituten). Daneben ist er bei Verdacht auf Berufskrankheiten auch für die Abklärung von Einzelarbeitsplätzen und den Mutterschutz zuständig.

Mitarbeitenden der UZH steht Alexander Nydegger auf Anfrage für kostenlose arbeitsmedizinische Beratung zur Verfügung. Den Hausarzt kann er dabei zwar nicht ersetzen. Er kann aber Hinweise geben, wie man durch vernünftige Arbeitsplatzgestaltung bleibende Gesundheitsschäden vermeidet. *dwe*

www.sidi.uzh.ch/activities/arbeitsmedizin.html

Werner-Kraus-Preis

Beste Doktorarbeit

Hans-Jörg Döhla, Assistent am Romanischen Seminar der UZH, ist in Tübingen mit dem Werner-Kraus-Preis des deutschen Hispanistenverbandes geehrt worden. Mit dem erstmals vergebenen Preis wird die beste hispanistische Dissertation im deutschsprachigen Raum ausgezeichnet. Der Islamwissenschaftler und Romanist untersuchte die komplexe Überlieferungsgeschichte des «Panchatantra», einer Geschichten- und Fabelsammlung aus dem Altindischen, die zur Weltliteratur gehört. Die Sammlung ist ein sogenannter Fürstenspiegel, der speziell der Erziehung von Prinzen diene. Über die Mauren gelangte die Fabelsammlung auch nach Spanien, wo sie der spätere König Alfons X. 1251 aus dem Arabischen ins Altkastilische übersetzen liess.

Hans-Jörg Döhla interessierte vor allem die Übertragung aus dem Arabischen ins Altkastilische. «Durch den Vergleich mit der arabischen Vorlage habe er einen neuen Zugang zu den Texten gefunden. «Einzelne Wörter», erklärt er, «bekamen einen anderen Sinn, so dass sich zum Teil die Bedeutung ganzer Passagen änderte.» Döhla erstellte im Anhang seiner Dissertation ein Glossar mit neuen Sinndeutungen. Sie helfen, das Verständnis der altkastilischen Semantik zu erweitern, und sind ein Fundus für die Interpretation weiterer Texte. *mf*

alumni
album

Christian Fichter,
Geschäftsführer
der Alumni-Organisa-
tion des Psycholo-
gischen Instituts



Wir leben in Zeiten, in denen Sicherheit und Vertrauen wieder gesuchte Werte sind. Viele Menschen haben das Vertrauen in unser wirtschaftliches und politisches System verloren. Sie fühlen sich zu Recht bedroht und streben nach Sicherheit. Genau so erging es mir, als ich im nasskalten Herbst des Jahres 1992 aus dem vertrauten Städtchen Solothurn nach Zürich gezogen war, um in der grossen, aufregenden Stadt mein Psychologiestudium zu beginnen. Ich war erfreut darüber, dass im Gegensatz zum schulisch-straff organisierten Wirtschaftsgymnasium die Universität ein Tempel der Freiheit war.

Doch mit Freiheit muss man umgehen können, damit sie nicht in Orientierungslosigkeit umschlägt. So suchte ich von Beginn weg Kontakt und pflegte den Austausch. Gleich in der ersten Vorlesung – Sozialpsychologie im Hörsaal 180, ich erinnere mich genau – trat ich vor die Kommilitoninnen und Kommilitonen und schlug vor, eine Skriptgruppe zu gründen. Es war damals noch keineswegs selbstverständlich, dass Vorlesungen beskriptet wurden, und so mussten wir alles von Grund auf neu organisieren. Daraus wurde eine wichtige Erfahrung: Wer bei der Skriptgruppe mitmachte, hatte bei den Zwischenprüfungen bessere Karten – und zwar nicht nur, weil die Prüfungsvorbereitung leichter fiel. Man konnte am unschätzbaren wichtigen, informellen Austausch teilnehmen und erhielt soziale Unterstützung. Darüber hinaus gewann man an Selbstvertrauen. Aus diesen Erfahrungen heraus erweckten meine Mitstudierenden und ich später den Fachverein der Psychologiestudierenden aus seinem damaligen Dornröschenschlaf. Es entstanden dauerhafte Freundschaften.

Diese Betrachtungen illustrieren den beruflichen und privaten Nutzen von Netzwerken, wie ich ihn erfahren habe. Deshalb ergriff ich gegen Ende des vergangenen Jahres die Chance, beim Aufbau einer Alumni-Organisation für das Psychologische Institut mitzuwirken. Wir haben den Verein «Psych-Alumni» zunächst im kleinen Kreis gegründet, um sodann den Webauftritt und die Software einrichten zu können. Nun sind wir bereit für die hoffentlich zahlreichen Beitritte und bereiten unser erstes Treffen vor – um Sicherheit zu schaffen und Freundschaft zu pflegen.

Christian Fichter

Informationen: www.psychologie.uzh.ch/institut/alumni.html

Lesen Sie von Christian Fichter auch den Stimmt-es-dass-Text auf Seite 16.

Vergabungen

Der Vorstand des ZUNIV (Zürcher Universitätsverein) hat an der Sitzung vom 3. April 2009 10 Gesuche behandelt und die folgenden 5 Gesuche im Gesamtbetrag von 14 000 Franken bewilligt:

- Institut für Schweiz. Reformationsgeschichte:** 3000 Franken an die Edition von Heinrich Bullingers «Tigurinerchronik»
- Religionswissenschaftliches Seminar:** 2000 Franken an Buchprojekt «Spiel und Religion»
- Deutsches Seminar:** 2000 Franken an Publikation «Der Grüne Heinrich. Gottfried Kellers grosser Roman – neu gelesen»
- MUN Team UZH:** 2000 Franken für Delegation der UZH an die World MUN 2009
- Akademischer Sportverband Zürich:** 5000 Franken an SOLA-Stafette 2009

Im Jahr 2009 wurden bisher 36 950 Franken bewilligt. ZUNIV-Sekretariat, Silvia Nett.

Support für Pioniere

Die Ecoscientia-Stiftung unterstützt neuartige Ansätze in Forschung und Lehre. Sie ist eine der wichtigsten Geldgeberinnen des Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN).



Ulrich Grete, Stiftungsrat der Ecoscientia-Stiftung. (Bild David Werner)

Von Simone Buchmann

Im letzten Sommer fuhr eine Gruppe von Studierenden der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich nach Kairo, um an der American University of Egypt Kurse in islamischem Recht zu belegen. Ziel des Austausches war es, einen Einblick zu bekommen in ein Rechtssystem, das auf völlig anderen Grundsätzen beruht als die europäische Rechtslehre. «Die Organisation dieses Projektes haben wir mit einer Anschubfinanzierung ermöglicht», erzählt Ulrich Grete, Mitglied des fünfköpfigen Stiftungsrats der Ecoscientia-Stiftung. Die enger werdenden Wirtschaftsbeziehungen zwischen Europa und islamischen Staaten hätten zu einem steigenden Bedarf an Personen geführt, die in beiden Rechtstraditionen bewandert sind, sagt Ulrich Grete. «Das ist genau einer der Fälle, wo wir finden, dass sich eine Unterstützung lohnt. Denn das Recht hat eine internationale Dimension,

auch wenn es national basiert ist. Es muss bei uns Spezialisten geben, die die Fallgruben und gestalterischen Möglichkeiten anderer Rechtssysteme kennen.» Grete, promovierter Jurist und ehemaliger Verwaltungsratspräsident des AHV-Ausgleichsfonds, ist überzeugt, dass sich hier ein Feld auftut, das in Zukunft für unsere Wirtschaft sehr wichtig wird.

Einspringen, wo andere nicht können

Die Ecoscientia-Stiftung engagiert sich in den Rechts-, Wirtschafts- und Finanzwissenschaften. Innerhalb dieser Bereiche allerdings ist der Stiftungszweck sehr offen gehalten. Mit Absicht, wie Grete betont. Die Stiftung unterstützt einzelne wissenschaftliche Projekte oder Publikationen, sie fördert die Verbreitung von Resultaten wissenschaftlicher Arbeiten, sie finanziert aber auch Lehrstühle für neue akademische Gebiete oder bezahlt Beiträge an Bildungsinstitutionen. «Wir sind bei unserer Tätigkeit

niemandem Rechenschaft schuldig», was für Grete sicherstellt, dass der Stiftungsrat unvoreingenommen und ohne Scheuklappen originelle und neuartige Projekte unterstützen könne. Andere Institutionen müssten hier vorsichtiger sein. «Damit kann unsere Stiftung eine Lücke füllen und dort einspringen, wo andere es nicht können oder es noch nicht wollen, zum Beispiel weil der Ausgang des Projektes ungewiss ist.»

Unabhängig und liberal

An der UZH unterstützt die schweizweit engagierte Stiftung sehr verschiedenartige Projekte, so unter anderem das Bankeninstitut. Aber auch der FAN, der Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses, erhält einen beachtlichen Teil seiner Fördergelder von der Ecoscientia-Stiftung. «Beim FAN kommt uns entgegen, dass wir eine vorhandene Struktur benutzen können, die der Überprüfung der Projekte und der Qualitätssicherung dient», sagt Grete. «Dies erleichtert unsere Arbeit beträchtlich, denn wir haben nicht immer das ausreichende Know-how, um auf allen Gebieten sachkundig zu beurteilen.»

Neben den generellen Beiträgen an den FAN unterstützt die Ecoscientia-Stiftung zusätzlich individuelle Projekteingaben von FAN-Stipendiatinnen und -Stipendiaten. Als Visionär mag sich Grete nicht bezeichnen. Wenn, dann seien die Verfasserinnen und Verfasser der wissenschaftlichen Arbeiten visionär. Dennoch ist der Stiftungsrat darum bemüht, bei Projekten Hand zu reichen, die wichtige Entwicklungen vorwegnehmen. «Ist eine Idee erst einmal in den Köpfen verankert, dann braucht es uns nicht mehr in gleichem Masse, denn dann fliessen auch öffentliche Gelder», sagt Grete. Die Stiftung kann sich sodann wieder neuen Entwicklungen zuwenden. Gerade dieser liberale und unabhängige Geist ist es, den die fünf Stiftungsräte hoch halten.

Simone Buchmann ist Journalistin.

Forschungsprojekt der FAN-Stipendiatin Nataša Hadžimanović

Die hohe Schule der Vertragsauslegung

Theologen können lange über den Sinn dieser oder jener Bibelstelle streiten. Und wer schon einmal Gedichte interpretiert hat, weiss, dass diese oft umso rätselhafter erscheinen, je näher man sich mit ihnen beschäftigt. Auch Vertragstexte, diese tückischen Wortgefüge, erweisen sich oft als mehrdeutig und darüber hinaus auch noch als unvollständig. Das ist kaum vermeidbar, da das Leben manchmal Wendungen nimmt, die zum Zeitpunkt der Niederschrift des Vertrages nicht vorauszu- sehen waren. Das wiederum aber kann sich als verhängnisvoll erweisen, denn in Verträgen schafft Mehrdeutigkeit und Lückenhaftigkeit viel böses Blut. Es kommt dann alles auf die Auslegungskunst der Justiz an, um Meinungsverschiedenheiten zwischen den Vertragspartnern zu klären.

Ein besonders häufiger Anlass für Vertragsstreitigkeiten ist Uneinigkeit darüber, warum bestimmte Einzelheiten im Vertrag nicht geregelt sind. Beispielsweise im Falle eines geforderten Schadenersatzes: Die eine Partei verweigert diesen mit dem Hinweis, ein entsprechender Passus fehle im Vertragstext. Die andere Partei argumentiert, die Schadenersatzpflicht sei offensichtlich

und nur deshalb nicht explizit im Vertrag vermerkt, weil sie sich in der betreffenden Situation von selbst verstehe.

Dieser praktisch recht bedeutsamen Konfliktkonstellation habe ich meine juristische Dissertation gewidmet, die vom FAN (Zürcher Fonds zur Förderung des Akademischen Nachwuchses) und vom SNF (Schweizerischer Nationalfonds) unterstützt wurde.

Bei meiner Forschungsarbeit durfte der Blick über den Kanal nach England nicht fehlen. Denn die dortigen Urteile sind für Schweizer Juristinnen und Juristen sehr wertvoll. Dies, weil nicht nur die einem Fall zugrunde liegenden Tatsachen, sondern auch die meist sehr scharfsinnigen Urteilsbegründungen detailliert und in voller Länge publiziert werden. Die Suche nach valablen Topoi wird so erleichtert.

Allerdings ist das Eintauchen in die fremde Welt des englischen Fallrechts mit seinem besonderen Prozesssystem für Schweizer Juristinnen und Juristen tückenreich. Man muss sich der grossen Unterschiede der beiden Rechtssysteme stets bewusst sein, sonst tappt man in Fallen.

Auch wenn das Finden und Ausarbeiten von Topoi die Rechtentwicklung voranbringt und daher sehr wichtig ist, so darf man sich diese doch nicht als in Zahl und Ausgestaltung begrenzte Formeln vorstellen. Recht ist keine Naturwissenschaft, und Topoi stellen keine letzten Wahrheiten dar, sind aber dennoch sehr wertvoll. Denn sie zeigen dem Richter bei Bestehen einer Vertrags- und Gesetzeslücke an, welche Gründe für, welche gegen einen gewissen Entscheid sprechen können. Und das ist schon viel.

Viel, sehr viel, ist auch das, was der FAN an Unterstützung gewährt: nicht nur finanzieller, sondern mindestens ebenso sehr moralischer Art. So konnte ich dank dem FAN nicht nur meine Dissertation abschliessen, sondern auch meine Habilitation in die Wege leiten. Ein FAN-Stipendium erleichtert das Networking und trägt so entscheidend zur professionellen Weiterentwicklung bei. Sie bringt einem zudem auch Anerkennung ein, was einen wiederum im Glauben an sich selbst bestärkt. Das ist sehr wichtig, wenn man eine akademische Laufbahn einschlagen will. Herzlichen Dank!

Nataša Hadžimanović



Antrittsvorlesungen

Der Leverage-Zyklus im allgemeinen Gleichgewicht. 4. Mai, Prof. Dr. Felix Kübler, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Jedes Komma ein Säbelhieb. Zur Literaturgeschichte eines Satzzeichens. 4. Mai, PD Dr. Peter Schnyder, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Die Haftung für fehlerhafte Kapitalmarktinformationen. 4. Mai, Prof. Dr. Rolf Sethe, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Das Tschechische als mitteleuropäische Sprache. 9. Mai, PD Dr. Markus Giger, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.00h

Stammzelltransplantation zur Heilung angeborener Krankheiten von Blut, Immunabwehr und Stoffwechsel. 9. Mai, PD Dr. Tayfun Güngör, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Die Ära der Prophetie im Alten Testament. 11. Mai, PD Dr. Erich Bosshard-Nepustil, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Rheuma bei Kindern – das gibt es doch gar nicht! 16. Mai, PD Dr. Traudel Saurenmann-Hirschberg, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Wenn Kinderblut ins Stocken gerät. 16. Mai, PD Dr. Manuela Albisetti, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Policy Diffusion: wie Politiken sich verbreiten. 18. Mai, Prof. Dr. Fabrizio Gilardi, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Kampf um kulturelle Verfeinerung. Die amerikanische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. 18. Mai, Prof. Dr. Bettina Gockel, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Homotopiemethoden für die Berechnung ökonomischer Gleichgewichte. 18. Mai, Prof. Dr. Karl Schmedders, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Gott, der Teufel und das Latein. 23. Mai, Prof. Dr. Carmen Cardelle de Hartmann, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Das maligne Pleuramesotheliom. Die späte Folge der «Wunderfaser». Asbest. 23. Mai, PD Dr. Isabella Schmitt-Opitz, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Von Enterobacter sakazakii zu Cronobacter spp.: einem Lebensmittel-assoziierten Krankheitserreger auf der Spur. 25. Mai, PD Dr. Angelika Lehner, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

Der Risikobegriff und rechtliche Risiken. 25. Mai, Prof. Dr. Peter Nobel, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Entzündung und Herz. 25. Mai, Prof. Dr. Urs Eriksson, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Geistes- und Sozialwissenschaften

Provincializing Europe: A Genealogy of the Project. 6. Mai, Prof. Dr. Dipesh Chakrabarty (University of Chicago, derzeit Fellow

am Wissenschaftskolleg zu Berlin), Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, 1-102 (Hörsaal), 18.15h

EAPC Masterclass. Transnationalism & Campaigning. 7. Mai, Diverse Referierende. Für Teilnahme ist eine Anmeldung erforderlich. UZH Zentrum, Rämistr. 71, 9.00h

Wohlstandsregionen – ein vergleichendes Tübinger Forschungsvorhaben. 7. Mai, Generalversammlung der Schweizerischen Ges. für Volkskunde, Sektion Zürich, mit anschließendem Vortrag von Prof. Dr. Reinhard Johler (Universität Tübingen), Hauptgebäude, Rämistr. 71, H 317 (Seminarraum), 18.15h

Frühformen des Menschenbildes: Die Entwicklung und Bedeutung der ägyptischen Skulptur von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches. 9. Mai, Dr. Helmut Brandl, Berlin, Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 9.30h

L'interazione tra lessico e grammatica nei determinanti quantificati. 13. Mai, Prof. Dr. Mario Squartini, Università degli Studi di Torino, Schönberggasse 11, E 1, 16.15h

Von Instrumenten und ihren Stimmen. 14. Mai, Dr. Lidia Julianna Guzy, Ethnologin (Institut für Religionswissenschaft, Freie Universität Berlin), Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Internationaler Museumstag. Tourismus: Segen und Fluch der Kulturen. Ein Filmprogramm. 17. Mai, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Foyersaal), 11.00h

Fellini on the Italian Male. 20. Mai, Prof. Dr. Gianni Celati (Gastprofessor ETH Zürich), ETH Zentrum RAC, Rämistr. 36, E 14 (Seminarraum/Bibliothek), 17.15h

Im Tausch gebe ich Dir die Tochter meiner Schwester. Recherchen zu einer ethnographischen Sammlung aus Pantar, Südostindonesien. 20. Mai, Dr. Susanne Rodemeier, Ethnologin, Keramikerin und Expertin für Südostasien, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Konzerte: J. Brahms: Schicksalslied für Chor und Orchester, R. Wagner: Vorspiel und Liebestod aus Tristan und Isolde, G. Mahler: Klagendes Lied. 23. Mai, Akademisches Orchester Zürich, Akademischer Chor Zürich, Tonhalle Zürich, Claridenstr. 7, 19.30h

7. EU-Forschungsrahmenprogramm: Sozial- und Geisteswissenschaften. 26. Mai, Universität Zürich Nord, Binzmühlestr. 14, K.02, 12.30h

Schaff mir Recht: Erfüllung oder Schadenersatz in der Lehre der Glossatoren und Prozessualisten. Was fordert der Kläger und wozu verurteilt der Richter? 26. Mai, Prof. Dr. Harry Dondorp (Amsterdam), Hauptgebäude, Rämistr. 71, G 212 (Seminarraum), 18.15h

Religion und Generationsbeziehungen – Ein Symposium zu Jugend und der Bedeutung religiöser Zugehörigkeit im Einwanderungskontext. 27. Mai, div. Referierende, Collegium Helveticum (Meridian-Saal), 10.45h

Wege im Dschungel – Über unterschiedliche Lebensentwürfe bei indischen Ureinwohnern. 27. Mai, Dr. Carola Krebs, Ethnologin (Museum für Völkerkunde zu Leipzig), Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Konzert: J. Brahms: Schicksalslied für Chor und Orchester, R. Wagner: Vorspiel und Liebestod aus Tristan und Isolde, G. Mahler: Klagendes Lied.

27. Mai, Akademisches Orchester Zürich, Akademischer Chor Zürich, KKL Luzern, Europaplatz 1, 19.30h

Fest des Lebens. Bestattungsrituale im Hochland von Orissa, Indien. 28. Mai, Dr. Peter Berger (Universität Groningen), Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Medizin und Naturwissenschaften

The Fossil Record of Arthropod Ontogeny, 4D Modellierung und die Rolle von Heterochrony in Arthropod Evolution. 6. Mai, Dipl. Geol. Joachim Haug, Universität Ulm, Karl-Schmid-Str. 4, E-72a/b, 18.15h

Genetische Befunde bei Zwangsstörungen. 7. Mai, Prof. Susanne Walitza (Kinder- und Jugendpsychiatr. Dienst des Kantons ZH), SLA, Schorenstr. 16, B91 (Hörsaal), 13.15h

Collegium@Hönggerberg – Chemie und Pharmazie: Naturwissenschaften zwischen Mystik, Kunst und Industrie. 8. Mai, mehrere Referierende, ETH Zürich auf dem Hönggerberg, Wolfgang-Pauli-Str. 10 (HCI G7), 15.00h

From Space to Species. 19. Mai, Dr. Erik Willems (Universität Zürich), Universität Zürich-Irchel Bau 25, Winterthurerstr. 190, G-91 (Seminarraum 03), 16.15h

Genetische Forschung in SAPALDIA («Swiss Cohort Study on Air Pollution and Lung Diseases»): Gegenwart und Zukunft. 28. Mai, Prof. Nicole Probst (Institut für Sozial- und Präventivmedizin), Universität Zürich, SLA, Schorenstr. 16, B91 (Hörsaal), 13.15h

Coca: Normalisierung der Wirkung im 19. Jahrhundert. 28. Mai, Prof. Dr. Bettina Wahrig (Technische Universität Braunschweig), ETH Zentrum RAC, Rämistr. 36, E 14 (Seminarraum/Bibliothek), 18.15h

Veranstaltungsreihen

Darwin-Jahr 2009

Evolution and Development of Cognition: From Birds to Humans. 8. Mai, Prof. Nicky Clayton (University of Cambridge), Moderation: Prof. Esther Stoeckli, Winterthurerstr. 190, G 40, 16.00h

Pollinator-Driven Evolution in Plants. 15. Mai, Prof. Steve Johnson (University of Kwazulu-Natal), Moderation Prof. Florian Schiestl, Winterthurerstr. 190, G 40, 16.00h

Understanding Signal Function and Evolution through the Eyes of Animals. 22. Mai, Prof. John Endler (University of Exeter), Moderation Prof. Stephan Neuhaus, Winterthurerstr. 190, G 40, 16.00h

From Fossils to Developmental Genetics and Back. 29. Mai, Prof. Jukka Jernvall (University of Helsinki), Moderation: Prof. Marcelo Sánchez, Winterthurerstr. 190, G 40, 16.00h

E-Learning FORUM

Die studentische Perspektive – Ist mobiles Lernen Lifestyle? 12. Mai, Nicolai Lüttsch (Student an der Universität Zürich), Kollegiengebäude, Rämistr. 71, G 204 (Hörsaal), 12.30h

Lernen – kollaborativ und mobil. 26. Mai, Dr. Patrick Jermann (Wissenschaftlicher Mitarbeiter, EPFL Lausanne), Kollegiengebäude, Rämistr. 71, G 204 (Hörsaal), 12.30h

Hochschuldidaktik über Mittag

Wohin steuert die Hochschullehre? Entwicklungen und Zukunftsszenarien. 6. Mai, Dr. Peter Lautenschlager & Benjamin Wilding, Hauptgebäude, Rämistr. 71, E 18, 12.00h

Wohin steuert die Hochschullehre? Entwicklungen und Zukunftsszenarien. 20. Mai, Prof. Dr. habil. Diethelm Wahl, Hauptgebäude, Rämistr. 71, E 18, 12.00h

Im Brennpunkt der Forschung – zentrale Forschungsthemen der Naturwissenschaften. Wissenschaftshist. Kolloquium

Warum wir nicht Sklaven unserer Gene sind. 5. Mai, Prof. Dr. Gottfried Schatz (Universität Basel), ETHZ-Hauptgebäude, Rämistr. 101 (Hörsaal G5), 18.00h

Klimawandel & Luftverschmutzung: Fokus Feinstaub. 19. Mai, Prof. Dr. Ulrike Lohmann (ETH), ETHZ-Hauptgebäude, Rämistr. 101 (Hörsaal G5), 18.00h

Johannes Calvin und die kulturelle Prägenkraft des Protestantismus

Religiöse Wurzeln frühkapitalistischer Arbeitsethik: Die Weber-These in der Kritik. 7. Mai, Prof. Dr. h.c. Wolfgang Schluchter (Universität Heidelberg), Hauptgebäude, Karl-Schmid-Str. 4, 180 (Hörsaal), 18.15h

Protestantismus und Ökonomie. 14. Mai, Prof. Dr. Peter Seele (Universität Basel), Hauptgebäude, Karl-Schmid-Str. 4, 180 (Hörsaal), 18.15h

Reformierte Theologie im Wettstreit christlicher Theologien. 28. Mai, Prof. Dr. Dr. h.c. Michael Beintker (Universität Münster), Hauptgebäude, Karl-Schmid-Str. 4, 180 (Hörsaal), 18.15h

Kolloquium für Psychotherapie und Psychosomatik

Krebs, Leiden und Sinn. 4. Mai, PD Dr. med. Stefan Büchi, Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8a (Grosser Kursraum), 11.15h

Die Endlichkeit der Psychotherapie – Abschied und ein wenig Sterben. 11. Mai, Dr. med. Rolf Köster, Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8a (Grosser Kursraum), 11.15h

Beihilfe zum Suizid – Theorie und Praxis. 18. Mai, PD Dr. med. Georg Bosshard, Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8a (Grosser Kursraum), 11.15h

Ars moriendi – ars vivendi. 29. Mai, PD Dr. med. Dr. phil. Alfried Längle, Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8a (Grosser Kursraum), 11.15h

Schweizerisches Institut für Auslandforschung

Zu einem aktuellen Thema. 6. Mai, Dr. Jean-Pierre Roth (Präsident des Direktoriums, Schweizerische Nationalbank), Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Herausforderungen und Chancen der Lebensmittelindustrie – eine globale Sicht. 12. Mai, Peter Brabeck-Letmathe (Präsident des Verwaltungsrats Nestlé S.A.), Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Seminare und Tagungen des Europa-Instituts an der UZH

Entwicklungen im Finanzmarktrecht VI. 5. Mai, Tagungsleitung Prof. Dr. Urs Bertschinger / Prof. Dr. Rolf Watter, Lake Side Casino Zürichhorn, Bellerivest. 170, 9.00h

Recht & Psychologie: Krise als Chance. Probleme und Lösungsoptionen im Umgang mit Konflikten. 12. Mai, Tagungsleitung: Andrea F. G. Raschèr, Zentrum für Weiterbildung der Universität Zürich, Schaffhauserstr. 228, 13.30h

Späte Freiheiten? Wahl- und Handlungsfreiheit im Alter, Interdisziplinäre Vorlesungsreihe des Zentrums für Gerontologie

Wie es euch gefällt? Altersplanung im Spannungsfeld von Angebot und Nachfrage. 13. Mai, Richard Züsli (Projekt- und Organisationsberatung zu Altersfragen, CareGuide), Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Mehr Freiheit im Alter: Postulate und Handlungsperspektiven. 27. Mai, Podiumsgespräch mit Helmut Bachmaier, Susanne Brauer, Peter Gschwend, Kurt Seifert und Richard Züsli. Moderation Hans Rudolf Schelling, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Veranstaltungen des Medizinhistorischen Instituts und Museums

Kampf dem unsichtbaren Feind. Metaphern und Praktiken der Bakteriologie im Ersten Weltkrieg. 7. Mai, Silvia Berger, Universität Zürich, Rämistr. 71, E 21, 12.15h

Die Labormedizin im Laufe der Jahrzehnte. 14. Mai, Willy Bürgi, Universität Zürich, Rämistr. 71, E 21, 12.15h

Arzt und Patient. Einblicke in eine Praxis vor 150 Jahren. 14. Mai, Dr. Dr.

meine agenda



Bruno Wohlgenuth

Warum wir nicht Sklaven unserer Gene sind

5. Mai, Prof. Gottfried Schatz, ETH-Hauptgebäude, G 5, 18 Uhr «In den letzten Jahren wurde in den Medien viel über die Fortschritte der Genforschung und der Gentechnologie berichtet. Die Frage der Vererbung wird auch in der Pädagogik – aus psychologischer Perspektive – immer wieder diskutiert: In welchem Verhältnis und in welcher Wechselwirkung stehen Erbfaktoren und Umwelteinflüsse in der Entwicklung eines Menschen zueinander? Was bedeutet dies für das Lehren und Lernen? Mich interessieren die interdisziplinären Aspekte des Themas.»

Fellini on the Italian Male

20. Mai, Prof. Gianni Celati, ETH-Zentrum RAC, Rämistr. 36, E 14, 17.15 Uhr

«Fellini ist für mich einer der herausragenden Regisseure des letzten Jahrhunderts. Vieles an seinen Filmen hat mich fasziniert: das Metaphorische, das Poetische, das Satirische, das Gesellschaftskritische, das Visionäre. «La Strada» oder «Ginger e Fred» haben bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Jetzt bin ich gespannt, mehr über Fellinis Bild des italienischen Mannes – und damit auch über ihn selber – zu erfahren.»

Mehr Freiheit im Alter: Postulate und Handlungsperspektiven

27. Mai, Kollegiengebäude der UZH, F 121, 18.15 Uhr

«Dieses Podiumsgespräch interessiert mich aus Gründen meiner persönlichen Situation: Ich werde im nächsten Frühjahr pensioniert. In letzter Zeit denke ich viel über die Gestaltung meines neuen Lebensabschnittes nach. Es gibt eine ganze Reihe von Möglichkeiten, die «neue Freiheit» zu nutzen. Die Zusammensetzung der Gesprächsrunde deutet auf ein breites Spektrum an fundierten Meinungen und persönlichen Erfahrungen hin.»

Bruno Wohlgenuth ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik (AfH). Er ist seit 25 Jahren als Didaktiker und Erwachsenenbildner in verschiedenen Bildungsinstitutionen tätig.

Hubert Steinke, Bern, Universität Zürich, Rämistr. 69, 1. Stock, 18.15h

Die Medizinische Fakultät Zürich, wie ich sie erlebte. 28. Mai, Ernst Buschor, Universität Zürich, Rämistr. 71, E 21, 12.15h

Jacobs Center Kolloquium

Children's Social Competence with Peers: A Prerequisite for School Success? 14. Mai, Prof. Dr. Gary Ladd (Arizona State University Tempe), Universität Zentrum, Schönberggasse 11, SOE-E-8, 12.15–13.45h

Social Reasoning about Exclusion. 28. Mai, Prof. Dr. Melanie Killen (University of Maryland), Universität Zentrum, Schönberggasse 11, SOE-E-8, 12.15–13.45h



Stimmt es, dass ...

... das Image einer Marke die Wahrnehmung trübt?

In der Tat, Images trüben unsere Sicht auf die Dinge. Konsumenten kaufen Marken, nicht Produkte. Die Strahlkraft mancher Marke blendet die Menschen, sodass sie nicht mehr wissen, was sie vor sich haben – das gilt nicht nur für den Konsum, sondern auch für die Politik. Die menschliche Urteilskraft wird durch Images in Frage gestellt. Um die Tragweite dieser Wahrnehmungstrübung zu überblicken, haben meine Studierenden und ich eine Reihe von Experimenten durchgeführt. Den Ausschlag dazu gab eine alltägliche Beobachtung: Menschen bevorzugen unterschiedliche Zeitungen – 20 Minuten, Blick, Tages-Anzeiger, NZZ und andere mehr. Deren Leserinnen und Leser glauben, klar darüber urteilen zu können, was guter und was schlechter Journalismus ist. Aber was ist der Massstab für dieses Urteil? Ist es die Qualität der Zeitungsartikel? Oder vielmehr das Image der Zeitung?

Boulevard oder Qualitätspresse

Um dies herauszufinden, bedienten wir uns des Verfahrens der «vertauschten Verpackung»: Wir konstruierten zwei Zeitungsartikel, die angeblich aus dem Blick und der NZZ stammten. In Wirklichkeit aber enthielten sie ein und denselben Text, den wir aus dem Tages-Anzeiger entnommen hatten. Die beiden Zeitungshäuser produzierten für uns denselben Artikel in ihrem jeweiligen typischen Layout und Schriftstil. Dann baten wir Probandinnen und Probanden, jeweils einen der Artikel zu lesen und zu beurteilen. Die Resultate waren eindeutig: Wer den vermeintlichen NZZ-Artikel gelesen hatte, fand diesen spannend, seriös und gut geschrieben. Hingegen wurde der Blick-Artikel als reisserisch, unseriös und schlecht recherchiert taxiert. Nun wussten wir: Ein identisches Produkt wird je nach assoziiertem Image völlig unterschiedlich eingeschätzt. Wir hatten dies zwar vorhergesagt, doch die statistische Effektstärke übertraf unsere kühnsten Erwartungen. Der Image-Effekt war so stark, dass der eigentliche Inhalt praktisch irrelevant erschien. Da fragten wir uns: Müsste der Image-Effekt nicht umso kleiner ausfallen, je mehr jemand über Zeitungen weiss und je genauer er liest? Nein: Die starken Images der beiden Zeitungsmarken bestimmen auch die Produktbewertungen jener, die ihr Urteil auf viel Wissen und hohe Sorgfalt abstützen konnten.



(Illustration Azko Toda)

Man könnte jetzt einwenden, dass der Image-Effekt nur bei starken Marken auftritt, die mit Emotionen und Werten aufgeladen sind. Tatsächlich haben Blick und NZZ sehr prägnante Images. Produktpräferenz ist hier schon fast Glaubensfrage. Deshalb haben wir unser Experiment mit weniger starken Marken wiederholt. Tatsächlich fanden wir je nach Markenstärke unterschiedlich ausgeprägte Effekte. Doch ob wir nun Zeitungen, Telefongesellschaften oder Grossverteiler verglichen: Stets liessen sich unsere Versuchsteilnehmer vom Image täuschen. Dabei erwies sich der Image-Effekt nicht nur als resistent gegen Wissen und Sorgfalt, sondern sogar gegen Produkterfahrung.

Images vernebeln also den Verstand des Konsumenten. Doch was, wenn nicht Produkte, sondern Politiker beurteilt werden? Wäre es nicht bedenklich, wenn sich auch Wählerinnen und Wähler auf vage Vorstellungsbilder verlassen? Gemeinsam mit einem Team des Schweizer Fernsehens übertrugen wir unsere Versuchsanlage in die Politik. Wir baten die Parteipräsidenten der SP und der SVP, vor laufender Kamera ein Statement zu verlesen. Wiederum handelte es sich um ein und denselben Text, den wir diesmal aus einer Medienmitteilung der CVP kopiert hatten. Wir achteten darauf, dass der Wortlaut möglichst «politisch» wirkte und aus dem Mund beider Politiker authentisch klang. Noch auf dem Bundesplatz in Bern baten wir die ersten Passanten, entweder das Video von Toni Brunner oder das von Christian Levrat

zu beurteilen. Unsere Vermutung wurde bestätigt: Obwohl beide dasselbe gesagt hatten, wurde es völlig unterschiedlich aufgenommen. Toni Brunners Aussagen werteten die Passanten als «typisch SVP», «rechts» und «schweizerisch», die von Christian Levrat hingegen als «typisch SP», «links» und «sozial». Dieser politische Image-Effekt sollte uns als Bürgerinnen und Bürgern zu denken geben.

Kognitive Abkürzungen

Was kann man gegen Image-Effekte tun? Offenbar schützen Wissen, Sorgfalt und Erfahrung wenig bis gar nicht. Eine Hoffnung besteht aber darin, Konsumenten und Wählerinnen über das Phänomen aufzuklären, um die suggestive Macht von Images zu sprengen. In einer laufenden Studie gehen wir der Frage nach, ob man so aufgeklärt zu einem akkurateren Urteil imstande ist. Das ist keineswegs sicher, denn es könnte sein, dass eine bewusste Unterdrückung von Images deren Einfluss noch verstärkt, so wie es aus der Stereotypenforschung bekannt ist. Deshalb verfolgen wir parallel dazu einen zweiten Ansatz, bei dem wir Versuchspersonen mit unbewussten Hinweisreizen dazu bringen wollen, wirklich das Produkt und nicht das Image zu beurteilen.

Images trüben also unsere Wahrnehmung – doch kann dies auch von Vorteil sein. Es ist geradezu notwendig, aus der Informationsflut einen Grossteil auszublenden. Nur dank dieses Filters gelingt es uns, Wesentliches im Fokus zu behalten. Zudem haben Image-Effekte eine weitere positive Funktion: Sie bieten kognitive Abkürzungen und Faustregeln für schnelle Entscheidungen. Die vorliegenden Ergebnisse bestätigen also, dass menschliche Entscheidungen nicht rein rational zustande kommen. Gleichzeitig weisen sie auch auf nützliche Wirkungen von Images hin. Zukünftige Imageforschung sollte die heuristische Funktion von Image-Effekten aufzeigen – womit die Ehre der eingangs in Frage gestellten menschlichen Urteilskraft wiederhergestellt wäre.

Christian Fichter

Christian Fichter ist Wirtschaftspsychologe. Er arbeitet als Lehrbeauftragter am Psychologischen Institut und berät im Rahmen des UZH-Spin-offs Wirtschaft & Psychologie Firmen und Organisationen. Der im Text erwähnte Fernsehbeitrag ist zu sehen unter: www.fichter.ch

Blick von aussen

Pfadfinderin im Wirrwar der Dialekte

Maria del Carmen Cardelle González de Hartmann – oder kurz Carmen Cardelle – ist seit letztem Herbst Professorin für Lateinische Philologie. Im Folgenden berichtet sie über ihre ersten Eindrücke in Zürich.



Als Kosmopolitin in Zürich angekommen: Professorin Carmen Cardelle. (Bild fb)

Ich muss es zugeben: Bevor ich zu einem Probevortrag an der Universität Zürich eingeladen wurde, war ich noch nie in der Schweiz gewesen. Bis dahin verband ich mit dem Namen Zürich vor allem Begriffe wie Geld, Finanzen oder Banken und erwartete deshalb eine etwas hektische, sehr internationale und vielleicht etwas seelenlose Metropole. Zu meiner Überraschung kam ich aber in eine gediegene, adrette, schweizerische Stadt – so der erste Eindruck. Schon ein Spaziergang mit offenen Augen und offenen Ohren zeigte mir, wie kosmopolitisch und vielfältig diese Stadt ist. Die kleinste

Metropole der Welt? Ich würde vor allem sagen: eine Metropole nach Menschenmass, eine Weltstadt mit Schweizer Seele.

Ähnliche Eindrücke bereitete mir die Universität. Ich empfinde sie als fest verwurzelt in ihrem Land und ihren Traditionen, aber gleichzeitig sich für Neues und Fremdes öffnend. Auch meine Studierenden sind eine kleine, bunte Schar aus verschiedenen Ländern. Und die Sprache! Auch ich bin als Galizierin zweisprachig zwischen Galizisch und Kastilisch aufgewachsen, hatte Gelegenheit, in meinen Jahren in Deutschland mit mehreren Dialekten Bekanntschaft zu

schliessen und war neugierig darauf, wie die Schweizer mit ihrer Mundart umgehen. Was mir sofort auffiel, ist ihre Art, zwischen Hochsprache und Dialekt umzuschalten. Es gibt keine Übergänge, kein Mehr oder Weniger an Dialekt: Schweizer sprechen – wie die Galizier auch – entweder die eine oder die andere Sprache. Aber offensichtlich schalten sie anders als wir. Mir fiel auf, dass die Hochsprache nur zum «offiziellen» Bereich gehört. Die Studierenden reden Schweizerdeutsch auf dem Korridor und Hochdeutsch im Seminar. Und natürlich auch zur Verständigung mit der aus Deutschland kommenden Spanierin mit dem langen Namen.

Mundart beim Posten

Auch in den Geschäften oder auf den Ämtern wird Hochdeutsch mit der Ausländerin gesprochen. Aber in letzter Zeit habe ich eine Veränderung beobachtet. In den Läden, wo ich regelmässig kaufe, spricht man mich nun in der Mundart an. Auch meine Studierenden reden immer wieder Schweizerdeutsch mit mir, nicht im Seminar, aber für kleine Mitteilungen am Rande, in der Bibliothek, ja sogar in der Sprechstunde. Wie ich das empfinde? Wie eine Mitteilung, dass ich nicht mehr ein Gast bin und auch nicht eine Fremde, sondern dass ich nun dazugehöre. Die schweizerische Weltstadt hat die kosmopolitische Galizierin angenommen.

Carmen Cardelle

Letztes

Katzentreppe

Wir haben uns einen Hauskater zugelegt – ethisch korrekt aus dem Tierheim. Zum perfekten Katerglück braucht es einen eigenen Wohnungszugang, tiergerecht durch die Katzentüre im Fenster mit Zubringertreppe vom Garten aus. Erstere liessen wir für teures Geld einbauen, an letzterer werde ich nun mein Handwerkskönnen demonstrieren.

Mit entsetztem Blick auf die aufgetürmten Holzbretter, Nagel-, Schrauben- und Werkzeugsortimente versucht meine Herzdame den drohenden Bastelanfall abzuwenden: «Da springt er doch locker ohne Treppe rauf». Doch ich habe ausschliesslich das Tierwohl vor Augen und will endlich wieder meine Bohrmaschine benutzen: «Das ist zu hoch für ihn, und beim Runterspringen macht er sich die Gelenke kaputt». «Das glaubst du doch nur, weil du bald ein Treppchen brauchst, um auf dein Velo zu steigen», erwidert meine Herzdame und wendet sich resigniert ihrer Gartenpflege zu.

Unbeeindruckt nehme ich die Mission in Angriff – unter peinlich genauer Einhaltung der von mir berechneten Länge, Breite und des Steigungswinkels. Mit Hilfe zahlreicher Nägel, Schrauben und Flüche werden zum Schluss noch die Treppenstufen katzenergonomisch optimiert. Eine Stunde später zielt das Werk unsere Terrasse.

Es fehlt nur noch der Kunde. «Wo ist der Kater?», frage ich meine leicht skeptisch schauende Herzdame. «Oben neben der Katzentüre. Während du mit den Brettern am Kämpfen warst, ist er dauernd rauf und runter gesprungen. Wahrscheinlich sind jetzt alle seine Gelenke kaputt.»

Thomas Poppenwimmer